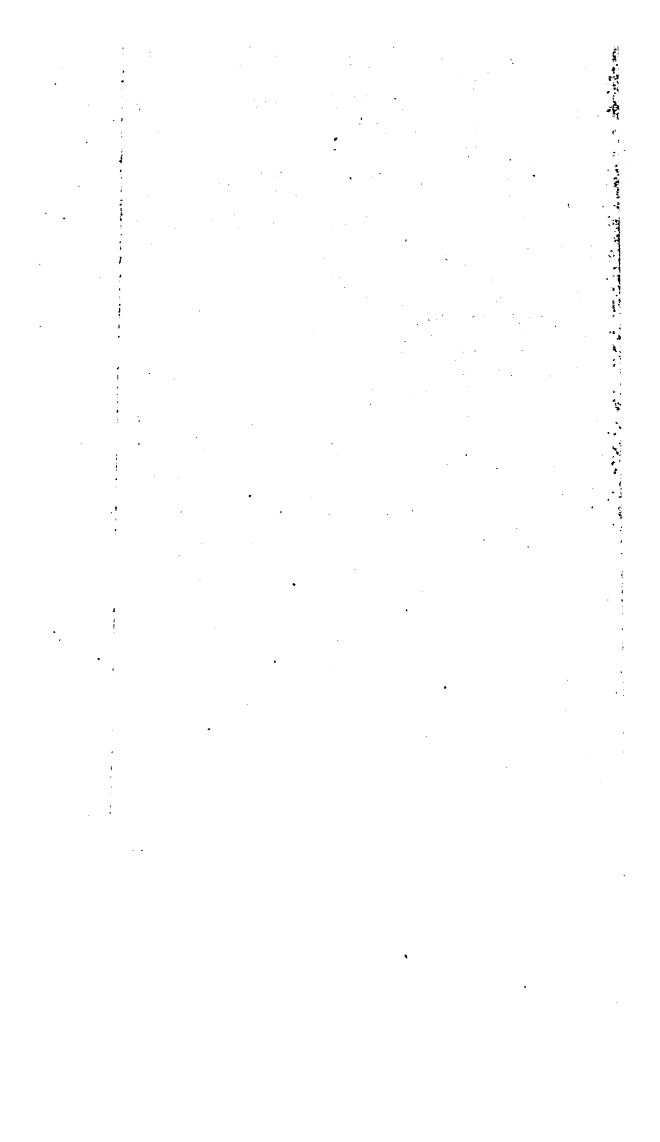
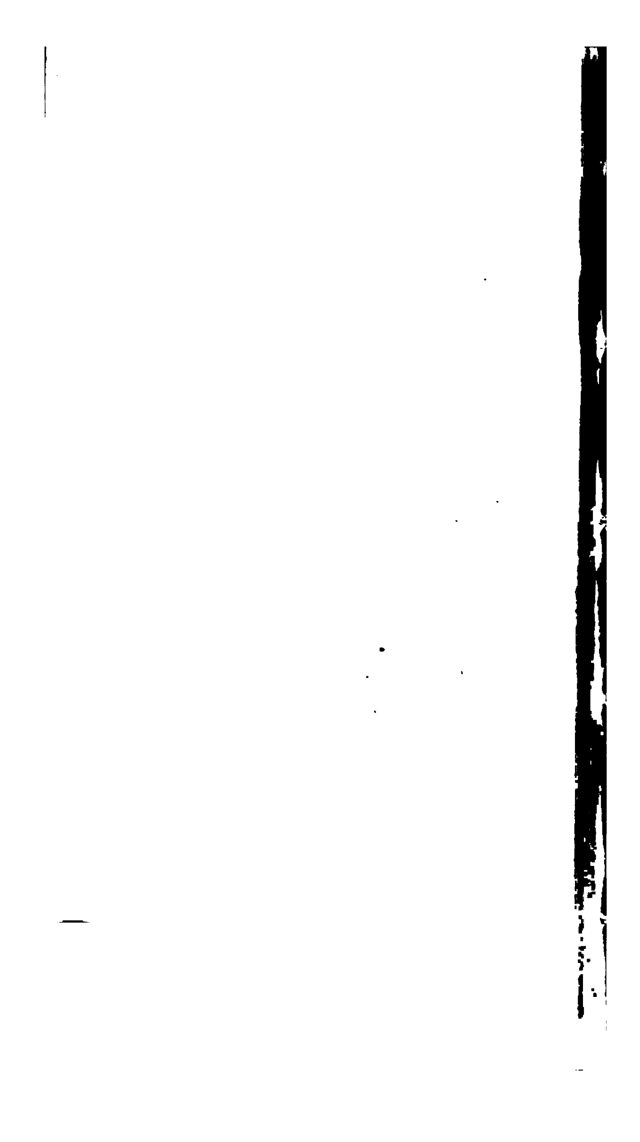

EX·LIBRIS
FRANC·COM·A·THVN-HOHENSTEIN
TETSCHEN





Schöne Geschichten
und
lehrreiche Erzählungen
zur
Sittenlehre
für Kinder,
und wohl auch für Erwachsene.

Von

P. Aegidius Jais.



Dieß Büchlein, lieber Freund!
Soll dir ein Spiegel seyn;
Du siehst dich selbst darin;
[illegible]

Erstes Bändchen.

Vierzehnte, einzig rechtmäßige Ausgabe.

Salzburg 1820.
In der Mayer'schen Buchhandlung.

Bitte des Verfassers.

Ich bitte die Eltern, Schullehrer und K[illegible] derfreunde treuherzig, daß sie diese Gesch[illegible] ten und Erzählungen den Kindern erklär[illegible] sie bey Gelegenheit daran erinnern, u[illegible] öfters, besonders an Feyertägen, oder a[illegible] unter der Woche bey den Lehr- und Arbei[illegible] stunden, darüber ähnliche Gespräche u[illegible] Beyspiele anführen möchten, die für K[illegible] der eben so unterhaltend, als nützlich se[illegible] werden. Freude und Trost ist's für mi[illegible] daß dieses Viele schon wirklich thun. G[illegible] segne ihre Mühe und ihre Kinder!

Die letzte Erzählung enthält einen kur[illegible] Entwurf, wie man die Landschulen o[illegible] Kosten gut und zweckmäßig einrichten ka[illegible] Die Sittenlehre wird nach der Ordnung [illegible] Pflichten vorgetragen, ohne daß man [illegible] eben an diese Ordnung binden darf. D[illegible] Anhang enthält Regeln zur Erhaltung [illegible] Gesundheit und zur Beobachtung der Wo[illegible] anständigkeit. Der Preis dieses Büchlein[illegible] um es recht gemeinnützig, besonders für di[illegible] Schulen, zu machen, ist äußerst wohlfe[illegible]

1.

Der fromme Vater.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, ging auch mit ihm. Es war der schönste Frühlingsmorgen. Das Kind lief voll Freuden hin und her.

Es ging eben die Sonne auf. Da nahm der Vater den Hut ab, sah gen Himmel, und sagte etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses, und fragte den Vater, warum er den Hut herabnehme, und was er in der Stille gesprochen hätte. „Mein Kind," antwortete der Vater, „ich „denke jetzt an Gott, da ich die liebe schöne „Sonne aufgehen sehe: ich bethe in der „Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh „Kind! Gott hat die Sonne, hat Alles, „was du hier siehst, erschaffen." — Und Alles, sagte das Kind, so schön gemacht! — „Denkst du oft, fuhr der Vater fort, an diesen guten Gott; liebst du ihn, mein Kind?" O ja, sagte das Kind, und vor Freuden gingen ihm die Augen über.

O Gott! wie groß, wie gut bist du;
Wie schön ist deine Welt!
Hilf, daß ich dir zu Lieb' auch thu',
Was dir, o Herr, gefällt!

Bitte des Verfassers.

Ich bitte die Eltern, Schullehrer und K
derfreunde treuherzig, daß sie diese Gesch
ten und Erzählungen den Kindern erklär
sie bey Gelegenheit daran erinnern,
öfters, besonders an Feyertagen, oder
unter der Woche bey den Lehr- und Arbei
stunden, darüber ähnliche Gespräche u
Beyspiele anführen möchten, die für K
der eben so unterhaltend, als nützlich se
werden. Freude und Trost ist's für m
daß dieses Viele schon wirklich thun. G
segne ihre Mühe und ihre Kinder!

Die letzte Erzählung enthält einen kur
Entwurf, wie man die Landschulen o
Kosten gut und zweckmäßig einrichten ka
Die Sittenlehre wird nach der Ordnung
Pflichten vorgetragen, ohne daß man
eben an diese Ordnung binden darf. D
Anhang enthält Regeln zur Erhaltung
Gesundheit und zur Beobachtung der Wo
anständigkeit. Der Preis dieses Büchlein
um es recht gemeinnützig, besonders für
Schulen, zu machen, ist äußerst wohlf

I.

Der fromme Vater.

Ein Vater ging auf das Feld zur Arbeit. Sein Kind, das etwa sieben Jahre alt war, ging auch mit ihm. Es war der schönste Frühlingsmorgen. Das Kind lief voll Freuden hin und her.

Es ging eben die Sonne auf. Da nahm der Vater den Hut ab, sah gen Himmel, und sagte etwas in der Stille. Das Kind bemerkte dieses, und fragte den Vater, warum er den Hut herabnehme, und was er in der Stille gesprochen hätte. „Mein Kind," antwortete der Vater, „ich denke jetzt an Gott, da ich die liebe schöne Sonne aufgehen sehe: ich bethe in der Stille seine Güte und Allmacht an. Sieh Kind! Gott hat die Sonne, hat Alles, was du hier siehst, erschaffen." — Und Alles, sagte das Kind, so schön gemacht! „Denkst du oft, fuhr der Vater fort, an diesen guten Gott; liebst du ihn, mein Kind?" O ja, sagte das Kind, und vor Freuden gingen ihm die Augen über.

> O Gott! wie groß, wie gut bist du;
> Wie schön ist deine Welt!
> Hilf, daß ich dir zu Lieb' auch thu',
> Was dir, o Herr, gefällt!

ging dann selbst in die Stube, und ba[t]
den Fremden, er möchte zu einer and[ern]
Zeit kommen, weil sich die Base ni[cht]
wohl befände: und so war es auch wirkli[ch].

Ein wahrhaft frommes Kind
Flieht jede, auch die kleinste Sünd'.

4.

Von einem Kinde, das frühe Va-ter und Mutter verloren hat.

Marianna hatte oft und recht eifrig [zu]
Gott gebethet, daß er doch ihre Elt[ern]
möchte lang leben lassen. Aber ihr arm[er]
Vater ist schon in ihrem eilften Jahre ge-
storben; ihre Mutter hatte sie noch früh[er]
verloren. Oft weinte das gute Kind bey[m]
Bette des kranken Vaters bittere Thrän[en].
Der Vater suchte es aber immer mit dies[en]
Worten zu trösten: „Mein Kind! sey
fromm und fleißig, und vertraue auf Go[tt];
er wird gewiß dein Vater seyn!"

Marianna war fromm und arbeitsam.
Sie fand also gute Leute, die sie zu leich-
tern Arbeiten nahmen, und ihr dafür
Kost und Kleidung gaben.

Als sie sechszehn Jahre alt war, kam sie
zu einem gar christlichen und vermögenden

Mann-

Mann in Dienst. Sie liebte die Arbeit und Säuberlichkeit; sie hütete sich vor Schwätzereyen; sie war treu und fleißig, bescheiden und sittsam in ihrem ganzen Betragen, und man hörte sie oft sagen: „Ich habe keinen Vater und keine Mutter mehr; aber Gott ist mein Vater, wenn nur auch ich sein gutes Kind bin.“ Dieß gefiel ihrem Hausherrn so wohl, daß er ihr jährlich nebst dem verdienten Lohn noch etliche Gulden darüber gab, und endlich gar versprach, er wolle, so lange er lebte, sich ihrer, wie seines eigenen Kindes, annehmen. Er hielt auch sein Wort; und der frommen Marianna ging es immer gut.

Der liebe Gott macht Alles recht; wir können auf ihn unser ganzes Vertrauen setzen, wenn wir nur auch das Unsrige thun.

Wer fromm ist, und auf Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut.

5.

Wie sich ein Kind seinen Fehler abgewöhnet hat.

Christoph hatte die schändliche Gewohnheit zu lügen. Es gibt, leider! wohl mehrere Kinder, die gern lügen. Möchten

sie

sie sich doch auch alle, wie Christoph, bes= sern! — Dieser ist öfters von seinen Eltern wegen des Lügens gewarnet, ja, wohl gar gestraft worden. Aber es half nichts, weil er das Lügen schon zu sehr gewohnt war.

Einst, da er eben wieder Schläge fürch= tete, und wohl auch selbst erkannte, wie schändlich das Lügen sey, sagte er zu seiner Mutter: „Was muß ich denn thun, daß ich mir das Lügen abgewöhnen kann?" Die fromme Mutter antwortete: „Führe dich nur immer so auf, daß du dich nicht scheuen darfst, die Wahrheit zu sagen. Nimm dich mehr in Acht, wenn du et= was sagest; denke daran, daß Gott Alles weiß; versprich es ihm, daß du dich vor dem Lügen hüten wollest, und bitte ihn mit Vertrauen um seinen Beystand, daß du deinen Vorsatz halten mögest. Sieh, wenn du recht an Gott, deinen himmli= schen Vater, denkest; so wird dir gewiß auch einfallen, was er verbothen hat. Da nimm dir dann vor, deinen Fehler zu verbessern, und nur das zu thun, was Gott gefällig ist. Denk öfters an das, was du dir vor Gott, dem Allwissenden, vorgenommen, was du ihm versprochen hast; so wirst du auch desto gewisser

keinen Vorsatz halten. Kommt es dich auch schwer an, den Fehler ganz zu vermeiden; so denk nur: Gott steht mir gewiß bey, er hilft mir selbst dazu; mit Gottes Beystand ist mir alles Gute möglich, wenn nur ich auch selbst ernstlich darnach trachte.

Christoph folgte fleißig dem Rathe seiner Mutter. Oft bethete er in der Stille: „Lieber, guter Gott! Du weißt Alles; du liebest die Wahrheit; du hassest die Lügen. Steh mir bey, daß ich mir das Lügen abgewöhnen kann: ich will gewiß auch Acht geben, daß ich nicht mehr lüge.“ Auch redete er weniger, als sonst, und besann sich allemal ein wenig, ehe er etwas sagte. So wurde es von Zeit zu Zeit besser mit ihm, bis er sich endlich das Lügen ganz abgewöhnt hat.

Da siehst du, was das Bethen nützt, und wie du bethen sollst!

Das Bethen gibt zum Guten Kraft und Muth:
Wer nach dem Guten strebt, der bethet gut.

6.

Das Kind weiß sich weder zu rathen, noch zu helfen.

Wolfgang war sonst ein gutes Kind; aber einst hatte er einen groben Fehler begangen.

gangen. Es geschah nämlich, daß nach der Schule, als der Lehrer schon fort war, ein anderes Kind aus Unachtsamkeit die Tinte über sein schönes neues Büchlein schüttete. Wolfgang wurde dadurch so aufgebracht, daß er in der ersten Hitze mit dem Messer auf das Kind zufahren wollte. Das Kind fing jämmerlich zu schreyen an, obwohl ihm noch nichts geschehen war; lief sogleich fort, und drohte dem Wolfgang, daß es ihn bey seinen Eltern verklagen werde.

Wolfgang wußte sich weder zu rathen, noch zu helfen. Er getraute sich nicht auf Mittag nach Hause: wollte aber auch nicht länger in der Schule bleiben. Er ging also indessen in die nächste Kirche.

Nachmittags war er der erste in der Schule. Der Schullehrer sah es ihm gleich an, daß er ganz bestürzt und erschrocken wäre. „Wo fehlt's? Wolfgang!“ fragte er; „warum heute so früh in der Schule?“ Wolfgang gestand ihm Alles, und sagte, er komme itzt aus der Kirche her. „Aus der Kirche?“ sagte der Lehrer; „hast du wohl andächtig gebethet?“ „Nein,“ antwortete Wolfgang; „ich kann

kann nicht bethen, bis ich weiß, was meine Eltern dazu sagen werden."

Der Lehrer. Was hast du denn in der Kirche gethan?

Wolfg. Ich habe meinen Fehler bereut, u. mir ernstlich vorgenommen, daß ich dieß nicht mehr, gewiß nicht mehr thun will.

Der Lehrer. Hast du dabey gar nicht an Gott gedacht?

Wolfg. Ja, ich habe gedacht: Mein Gott! hilf mir nur dießmal in meiner Angst: ich will's nicht mehr thun! —

Der Lehrer. Dieß ist ja das beßte Gebeth, wenn man gefehlt hat: es vor Gott bereuen, und sich vor Gott vornehmen, es nicht mehr zu thun. Sey unbesorgt, fuhr er fort, ich will dich selbst nach der Schule nach Hause führen, und für dich ein Fürwort einlegen: es soll dir nichts zu Leide geschehen. Der Lehrer unterhielt sich noch, bis die übrigen Kinder kamen, mit Wolfgang von dem Gebethe, und sagte ihm: „Bethe allemal so, wenn du gefehlt, oder wenn du etwas zu fürchten hast. Der liebe Gott will, daß wir uns Alles, sogar unsere Fehler, zu Nutzen machen. Er kann auch dasjenige, was uns am meisten kümmert,

zu unserem Besten gereichen lassen. Wir können, wenn wir nur wollen, durch Schaden klug, können behutsamer und vorsichtiger werden, und uns vor neuem oder grösserem Unglücke hüten. „Sieh, wenn ein Kind einmal gefallen ist, so wird es sich gewiß desto sorgfältiger hüten, daß es nicht wieder falle, und sich etwa gar todt falle: wenigstens kann und soll es das thun.“ — Darum sollen wir denken, wenn wir Gott in was immer für einem Anliegen bitten, daß er uns helfen möchte: er hilft gewiß, wenn wir uns nur helfen lassen, und auch selbst mitwirken.

Verzage nicht zur Zeit der Noth;
Thu, was du sollst, und trau' auf Gott!

7.

Der Sohn ernährt den Vater.

Martin ging zu einem Bauer, und hielt um eine Arbeit an, damit er sich etwas verdienen könnte. „Ich,“ sagte der Bauer, „will dich zum Viehhüten annehmen, und dir, wenn du fleißig bist, zu essen, und für den ganzen Sommer sechs Gulden geben.“ Ich will recht fleißig seyn, sagte Martin; aber ich bitte dich,

gieb

giebt mir im Gelde gleich alle Wochen, was ich verdiene. Ich habe zu Hause einen armen Vater; diesem möchte ich gern alle Wochen meinen Lohn geben.

Der Bauer, dem diese kindliche Liebe über die Maßen gefiel, willigte gern ein, und vermehrte noch dazu den Lohn. Und der Sohn trug alle Samstage seine Kreuzer, und was er noch an Brod und Butter an seinem eigenen Munde absparen konnte, fleißig nach Hause.

Wie schön ist's, wenn ein Kind
Der Eltern nicht vergißt,
Und stets für ihre Lieb'
Durch Gegenliebe dankbar ist!

8.

Ach! die Mutter ist krank.

Eine Mutter lag krank, und litt große Schmerzen. Alle Kinder im Hause waren traurig und niedergeschlagen. Die größern knieten oft zusammen nieder, und betheten, daß Gott die Mutter wieder möchte gesund werden lassen.

Das kleinste Kind stand fast den ganzen Tag bey dem Bette der Mutter, und fragte beständig, wann sie wieder gesund werden, und aufstehen würde. Auch frag-

te einst das Kind, da es bey dem Krankenbette ein Glas stehen sah: „Mutter! was ist dieß?“ Die Mutter antwortete: Kind! dieß ist etwas gar Bitteres; und ich muß es doch trinken, daß ich wieder gesund werde. „Mutter!“ sagte das gute Kind! „wenn es so bitter ist, will ich's für dich trinken, daß du wieder gesund werdest.“

Und die kranke Mutter hatte bey allen ihren Schmerzen Trost und Linderung, da sie sah, wie sehr sie von ihren Kindern geliebet wurde.

Ein gutes Kind verschafft den Eltern Trost und Freuden;
Ein böses nur Verdruß und Leiden.

9.

Das Kind kommt mit Schlägen nach Hause.

„Bleib zu Hause,“ sagte ein Vater zu seinem Kinde, „bis ich wieder komme.“ Joseph, so hieß das Kind, versprach zu gehorsamen.

Kaum war der Vater fort, so kam des Nachbars Sohn, der den guten Joseph auf das Feld hinausführen wollte. Joseph getraute sich Anfangs nicht zu gehen,

gehen, weil es der Vater verbothen hatte. „Ey, der Vater!“ sagte der schlimme Gesell; „er weiß ja nichts davon. Wer weiß, wo jetzt dein Vater ist, oder wann er nach Hause kommt! Solltest du immer die Stube hüten?“ Joseph ließ sich überreden, und ging.

Sie gingen bey einem Garten vorbey, in welchem schönes Obst hing. Da fing der saubere Kamerad sogleich an, Obst herabzuschlagen. Aber hun, war der Bauer da, dem der Garten zugehörte. Beyde liefen davon: doch weil Joseph, als der kleinere, nicht so geschwind laufen konnte, wurde er von dem Bauer erwischt, und wacker abgeprügelt. Es half nichts, daß er immer sagte: „Ich bin unschuldig! ich habe nichts angerührt.“ Er mußte es anstatt des Schuldigen büssen.

Joseph kam mit nassen Augen nach Hause, und bald darauf auch sein Vater. „Kind, was fehlt dir?“ war die erste Frage des Vaters; „dir ist etwas Widriges begegnet! Sage, was ist dir Leids geschehen?“ Joseph gestand ihm Alles, und klagte, daß ihm Unrecht geschehen sey.

Recht

„Recht ist dir geschehen," sagte der Vater; „warum hast du mir nicht gefolgt?"

Wenn deine Eltern dir was ernstlich untersagen;
So folge, ohne erst, Warum? vorher zu fragen.
„Die Eltern wollen's so." Genug! denk nur bey dir:
Sie wissen's schon warum; sie meinen's gut mit mir.

10.

Der Bruder und die Schwester.

Bruder.

Ey, sieh den schönen Apfel hier!
Komm, Schwester! komm! iß ihn mit mir!

Schwester.

O wär' er doch auch größer!
So iß ihn nur allein.

Bruder.

O nein!
Iß auch mit mir; dann schmeckt er mir
weit besser.

11.

Noch zwey recht liebenswürdige Geschwister.

Ein Vater wollte seinen zwey Kindern, die ihm durch ihren Fleiß und Gehorsam viele Freuden machten, auch eine Freude machen! „Kinder!" sagte er an einem schö-

schönen Morgen, „heute will ich euch zu unserm Vetter hinaufführen; da könnet Ihr euch im Garten bey seinen braven Kindern nach Herzenslust ergötzen. Ich will nur ein anderes Kleid anziehen: ich komme gleich wieder.“

Sein kleiner Sohn, voll Freuden darüber, hüpfte lustig in der Stube herum, und stieß unvorsichtiger Weise einen Krug vom Tische herab.

Elisabeth, seine Schwester, war sogleich auf dem Boden, die Scherben aufzuheben — da kam der Vater herein. „Nu, Elisabeth! was hast du da angefangen?“ fragte er ganz unwillig.

„O lieber Vater!“ sagte Elisabeth, ganz erschrocken; seyd doch nicht böse!“ Böse, antwortete der Vater, bin ich nicht; aber da auch in einem fremden Orte vor dir die Krüge nicht sicher seyn würden, so darf ich dich heute nicht mitnehmen.“

„Ich will gerne zu Hause bleiben,“ sagte das gute Kind, „wenn der Vater nur nicht böse ist.“ Da konnte sich ihr Bruder nicht länger enthalten; er trat mit weinenden Augen vor den Vater hin, und sagte: „Ich, nicht die Schwester,

ich

er konnte sich mit keinem Menschen recht vertragen; vielmehr that er bald den Geschwistern, bald den Dienstbothen etwas zuwider. Er wurde von seinen Eltern öfters ermahnt, er sollte doch mit Andern gut und freundlich seyn; ja, sein Vater drohte ihn sogar, daß er ihn von den Menschen absondern, und ganz allein lassen werde, wenn er immer so feindselig wäre. Aber da half kein Ermahnen, kein Drohen. Der Vater ließ also das feindselige Kind in eine abgelegene Kammer einsperren, und verboth Allen im Hause, zu ihm zu gehen, oder mit ihm nur ein Wort zu reden.

Da in der Kammer hatte Peter bald Langweile. Er guckte oft zum Fenster hinaus, um einen Menschen zu sehen; aber er sah und hörte keinen Menschen. Um Mittag brachte ihm die Magd zu essen. Peter redete die Magd freundlich an; diese aber gab ihm keine Antwort. Das Essen schmeckte ihm nicht.

Der Nachmittag schien ihm so lange, als ein Jahr; er konnte sich mit Niemand unterhalten, mit Niemand reden. Er sah nichts Lebendes in der Kammer, als

Flie-

Fliegen. Aus Langweile sah er den Fliegen zu; er zählte sie; er redete mit ihnen: — aber es waren halt nur Fliegen.

Auf den Abend brachte ihm seine Schwester, mit der er sich gezankt hatte, eine Suppe. „Liebes Schwesterlein!" sagte Peter, „bleib nur ein wenig bey mir, thu mir die Gefälligkeit, und gieb" — Die Schwester stellte die Suppe hin, und ging sogleich, ohne ein Wort zu reden, wieder fort.

Nun kam die traurige Nacht. Peter konnte fast kein Aug' zuthun. Immer dachte er: Wie wird's morgen seyn? werde ich morgen auch so leben müssen? Auch fiel ihm wohl ein, wie er sich bisher gegen Andere betragen hätte, und was er künftig thun wollte, wenn er wieder bey Andern seyn dürfte.

Des andern Tages, da er wieder ganz allein, von allen Menschen verlassen war, und doch bald dieses, bald jenes brauchte, fing er an zu weinen — endlich laut zu schreyen: „Vater! Vater! Mutter! machet auf, lasset mich hinaus; ich kann nicht mehr bleiben! Vater! Mutter! Vater!"

Der Vater ließ ihn lange Zeit so schreyen. Endlich ging er zu ihm hinein. Da

t Peter auf die Knie, und bath mit
fgehobenen Händen, daß ihn der Va
wieder zu seinen Geschwistern und
ter die Leute lassen möchte. Da sagte
r Vater: „Wer sich mit den Menschen
cht vertragen kann, der soll auch nicht
ter den Menschen wohnen.“

Peter versprach alle Besserung; und
r Vater ließ ihn heraus.

Wirklich war nun Peter gegen seine
Geschwister und gegen Andere gefälliger
d liebreicher. Wenn er sich aber bis=
eilen wieder vergaß, und feindselig be=
agen wollte, sagte der Vater nur:
„Willst du wieder in die Kammer?“

Kind! wenn du nicht verträgsam bist;
So denkest du wohl nicht daran,
Wie gut es für den Menschen ist,
Daß er bey Menschen leben kann.

14.

Was man selbst thun kann, das soll an nicht von Andern verlangen.

Ein drey Spannen langes Kind ließ
Messer fallen. Da sagte es zu der
en Dienstmagd: Lene, heb das Mes=
auf! „Lene, heb's nicht auf,“ ver=
setzte

gehen, weil es der Vater verbothen hat
„Ey, der Vater!“ sagte der schlim
Gesell; „er weiß ja nichts davon. W
weiß, wo jetzt dein Vater ist, oder wa
er nach Hause kommt! Solltest du i
mer die Stube hüten?“ Joseph ließ s
überreden, und ging.

Sie gingen bey einem Garten vorb
in welchem schönes Obst hing. A
fing der saubere Kamerad sogleich a
Obst herabzuschlagen. Aber nun, n
der Bauer da, dem der Garten zugehör
Beyde liefen davon: doch weil Josep
als der kleinere, nicht so geschwi
laufen konnte, wurde er von dem Ba
erwischt, und wacker abgeprügelt. E
half nichts, daß er immer sagte: „I
bin unschuldig! ich habe nichts an
rührt.“ Er mußte es anstatt des Sch
digen büssen.

Joseph kam mit nassen Augen na
Hause, und bald darauf auch sein Va
„Kind, was fehlt dir?“ war die erste Fr
des Vaters; „dir ist etwas Widriges
gegnet! Sage, was ist dir Leids gesc
hen?“ Joseph gestand ihm Alles, u
klagte, daß ihm Unrecht geschehen s

Re

15.

Der gute Nachbar.

Martin war ein leutseliges Kind: gegen Jedermann gesprächig, freundlich und höflich. Wenn er Andern eine Gefälligkeit oder einen Dienst erweisen konnte, that er's gewiß. Aber sein Bruder Nepomuk war ein ganzer Wildfang: feindselig, zänkisch, trotzig. Wenn man ihm einen Fehler verwies, so fletschte er einem die Zähne in's Gesicht. Wenn des Nachbars Kinder ein Spiel machten, so störte er sie muthwilliger Weise. Er gab ihnen Schimpfnamen; ja, er schlug sie wohl gar öfters.

Nun geschah es, daß einst mitten in der Nacht im Hause seines Vaters, ich weiß nicht, wie? Feuer auskam. Martin und Nepomuk schliefen in der nämlichen Kammer. Aber ehe sie noch aus dem Schlafe kamen, stand das Haus schon von allen Seiten in Flammen. Ihre Eltern wußten aus Schrecken nicht, was sie zuerst oder zuletzt thun sollten. Sie retteten vor Allem ihre zwey kleinsten Kinder. Da war aber ein guter Nachbar, der alsogleich herbey lief, um Hilfe zu leisten. Er hörte das Geschrey der beyden Knaben, stieg in die

Kam-

schönen Morgen, „heute will ich euch zu unserm Vetter hinaufführen; da könnet ihr euch im Garten bey seinen braven Kindern nach Herzenslust ergötzen. Ich will nur ein anderes Kleid anziehen: ich komme gleich wieder."

Sein kleiner Sohn, voll Freuden darüber, hüpfte lustig in der Stube herum, und stieß unvorsichtiger Weise einen Krug vom Tische herab.

Elisabeth, seine Schwester, war sogleich auf dem Boden, die Scherben aufzuheben — da kam der Vater herein. „Nu, Elisabeth! was hast du da angefangen?" fragte er ganz unwillig.

„O lieber Vater!" sagte Elisabeth, ganz erschrocken; seyd doch nicht böse!" Böse, antwortete der Vater, bin ich nicht; aber da auch in einem fremden Orte vor dir die Krüge nicht sicher seyn würden, so darf ich dich heute nicht mitnehmen."

„Ich will gerne zu Hause bleiben," sagte das gute Kind, „wenn der Vater nur nicht böse ist." Da konnte sich ihr Bruder nicht länger enthalten; er trat mit weinenden Augen vor den Vater hin, und sagte: „Ich, nicht die Schwester,

so süß darauf schläft, wenn man sich auf den Abend an viel Gutes, das den Tag hindurch geschehen ist, erinnern kann. Habt ihr heut auch etwas Gutes gethan? „Ja,“ sagte Barbara, das kleinste: „ich habe heut mein Brod einem armen Kinde gegeben, das mich gar so hungrig ansah.“ „Und ich,“ sagte Georg ihr Bruder, „ich habe heut die Gartenthür unsers Nachbars offen gesehen, und zugeschlossen, weil immer das Vieh herumgeht, und leicht in seinen Garten kommen, und viel Schaden anrichten könnte.“ — „Und du, Wolfgang?“ sagte der Vater zum ältern Sohne. — Wolfgang sah auf die Erde, und schwieg. „Hast du heut nichts, gar nichts Gutes gethan?“ — fragte der Vater. Wolfgang antwortete: „Der Vater hat uns oft gesagt, wir sollen schweigen, und still damit seyn, wenn wir etwas Gutes gethan haben; genug, daß es Gott weiß.“ „Liebes gutes Kind!“ sprach der Vater: „ja, man soll dazu schweigen; genug, daß es Gott weiß. Aber mir, deinem Vater, darfst du es schon sagen, und deine Geschwister dürfen es auch wohl hören: sie werden dadurch nur noch mehr zum Guten aufgemuntert werden.“

Heut

Fliegen. Aus Langweile sah er den Fliegen zu; er zählte sie; er redete mit ihnen: — aber es waren halt nur Fliegen.

Auf den Abend brachte ihm seine Schwester, mit der er sich gezankt hatte, eine Suppe. „Liebes Schwesterlein!“ sagte Peter, „bleib nur ein wenig bey mir, thu mir die Gefälligkeit, und gieb“ — Die Schwester stellte die Suppe hin, und ging sogleich, ohne ein Wort zu reden, wieder fort.

Nun kam die traurige Nacht. Peter konnte fast kein Aug' zuthun. Immer dachte er: Wie wird's morgen seyn? werde ich morgen auch so leben müssen? Auch fiel ihm wohl ein, wie er sich bisher gegen Andere betragen hätte, und was er künftig thun wollte, wenn er wieder bey Andern seyn dürfte.

Des andern Tages, da er wieder ganz allein, von allen Menschen verlassen war, und doch bald dieses, bald jenes brauchte, fing er an zu weinen — endlich laut zu schreyen: „Vater! Vater! Mutter! machet auf, lasset mich hinaus; ich kann nicht mehr bleiben! Vater! Mutter! Vater!“

Der Vater ließ ihn lange Zeit so schreyen. Endlich ging er zu ihm hinein. Da

Johannes, sein jüngerer Bruder, war ganz anders beschaffen: er redete oft die Unwahrheit, und besonders läugnete er sich öfters hinaus, wenn er einen Fehler begangen hatte; oder er schob wohl gar die Schuld auf Andere.

Einst früh sah die Mutter, daß ein Fenster eingebrochen war. „Wer hat das Fenster zerbrochen?" fragte sie. „Ich nicht," sagte Joseph. „Ich auch nicht," sagte Johannes; und sagte ein Jedes im Hause. „Du mußt es gethan haben," sprach die Mutter ganz unwillig zu Johannes. „Warte nur, du wirst deinen Lohn schon kriegen; laß nur den Vater nach Hause kommen!" Johannes fing an, sich aus allen Kräften zu entschuldigen, und weinte, weil er Schläge fürchtete.

Um Mittag kam der Vater nach Hause, und sagte beym Essen, ehe noch die Mutter ihre Klage angebracht hatte, man sollte künftig auf den Abend die Fenster fleißig zuschließen, weil heute Nacht der Wind ein Fenster zu= und eingeschlagen hätte.

„Seht jetzt," rief Johannes aus, „daß ich unschuldig bin!" „Siehst du jetzt," antwortete die Mutter, „was du von deinem

Lügen

Lügen hast! Ich habe deinem Bruder geglaubt, weil er auch sonst die Wahrheit redet; dir aber habe ich nicht geglaubt, weil du schon oft gelogen hast.

Johannes besserte sich darauf; aber es ging noch lange her, bis man ihm Alles, was er sagte, geglaubt hat.

Wer öfters lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

18.

Die schändliche Betrügerin.

Eine gewisse Person, die ich nicht beym Namen nennen will, wurde von frommen christlichen Leuten als Dienstmagd angestellt. Wenn sie nun wußte, daß der Hausvater oder die Hausmutter zusah, da arbeitete sie, als wenn sie sich zu Tode arbeiten wollte; aber wenn sie allein war, ließ sie die Arbeit liegen, und that unnütze Dinge. An Feyertagen, wenn mehrere Leute in der Stube waren, nahm sie ein Buch in die Hand; waren die Leute weg, so sah sie in den Spiegel oder zum Fenster hinaus. In der Kirche stellte sie sich fromm an, und zwang sich oft zum Weinen und Seufzen.

Allein

Allein sie konnte sich nicht lange so verstellen, ohne daß es die Leute merkten. Zuerst entdeckte ihr Hausvater ihre Gleißnerey und Scheinheiligkeit. Er hielt ihr diese vor, und warnete sie ernstlich vor diesem schändlichen Betrug; sonst, sagte er, würde er sie nicht mehr in seinem Hause dulden.

Was nachher mit ihr geschehen ist, weiß ich nicht. Ich zweifle, ob sie sich gebessert habe.

Die schändlichste der Lügen
Ist gleißnerische Frömmigkeit.
Die Menschen kann man kurze Zeit,
Gott aber nie betriegen.

19.

Das Plaudermaul.

Salome hatte von Jugend auf den bösen Fehler angenommen, daß sie Alles, was sie hörte, wieder ausplauderte, und nichts verschweigen konnte, wenn es gleich etwas Böses war; ja, von den Fehlern anderer Leute redete sie am liebsten. Da gab es dann viel Verdruß und Feindseligkeit ab. Manchem geschah unrecht: oft kam das Geschwätz weiter, und immer weiter. Da fragten viele, die beleidigt waren: Wer hat von mir dieses gesagt? Und da hieß

es:

es: Salome, die plauderhafte Salome. So wurde sie eine wahre Plage im Hause, und andere scheuten sich, mit ihr umzugehen. Oft schwieg Alles, wenn sie zu den Leuten kam, und eins nach dem andern ging davon. Sie lernte daraus ihren Fehler anerkennen, und wollte sich auch wirklich bessern. Aber doch hat sie sich wieder gar oft vergessen, und geredet, wo sie hätte schweigen sollen.

Nun starb ihr Vater, und ihr älterer Bruder übernahm das Haus. Dieser gab seiner Schwester sogleich in den ersten Tagen zu verstehen, daß er sie lieber aus dem Hause wünschte. Salome suchte also einen Dienst; aber sie bekam überall eine abschlägige Antwort. Einige sagten ihr wohl gerade in's Gesicht: Sie brauchten in ihrem Hause keine Händelmacherin. — Sie ward endlich gezwungen, anders wohin zu ziehen, wo sie Niemand kannte. Da wurde sie an einem einsamen Bauernhofe als Viehmagd angestellt, wo sie im Stalle tausendmahl ihre Schwätzhaftigkeit bereute.

Plaudern bringt dir keine Ehr':
Rede wenig, denke mehr.

20.

Das bösartige Kind.

„Franz! warum wieder heut so traurig? was fehlt dir?“ sagte ein Vater beym Essen zu einem seiner Kinder. „Mir fehlt nichts,“ antwortete Franz, und sah ganz verdrossen auf den Tisch hinein. Der sorgfältige Vater nahm nach dem Essen das Kind allein zu sich, und sagte: „Kind! ich kann dich nicht immer so traurig sehen; ich kann dir aber auch nicht helfen, wenn du es mir nicht aufrichtig sagst, was dich drückt oder kümmert.“ „Mir fehlt nichts,“ gab Franz wieder zur Antwort. „Ey! es muß dir etwas fehlen!“ sagte der Vater, und gab nicht nach, bis endlich das Kind zu weinen und klagen anfing: „Der Vater hat alle lieber, als mich! Die andern Geschwister thun Alles recht; ich kann Nichts recht thun; sie bekommen allemal etwas Besseres, als ich; ich muß halt der Schlechteste seyn!“ „Du bist mir ein närrisches Kind!“ sagte der Vater; „dich macht traurig, was dich erfreuen sollte. Ist es dir also nicht lieb, wenn du brave Geschwister hast? oder bist du deßwegen schlechter, wenn ich mit den andern zufrieden

den bin? Auf solche Art wirst du freylich nie vergnügt und fröhlich seyn können; du machest dir selbst dein Leben bitter. Andere um's Gute beneiden, ist unvernünftig und schändlich." Aber das Kind erkannte noch seinen Fehler nicht. Nach etlichen Tagen kam Franz voll Freuden nach Hause, und erzählte mit lachendem Munde, wie die Kinder in der Schule gestraft worden sind. Der Vater hörte es. „Pfuy! Franz!" sagte er: „dieß ist abscheulich, daß du eine Freude haben kannst, wenn Andere gestraft werden. Bist du denn besser, wenn Andere gefehlt haben? wär' es dir lieb, wenn dir Andere etwas Uebels gönnten? Wie oft hab' ich euch schon gesagt: Was ihr nicht wollt, daß euch geschehe, das will auch ein Anderer nicht. Du bist ein böses Kind, wenn du schadenfroh bist: und das bist du. Ich hab' es schon oft beobachtet, daß du Andere gern verklagst, u. daß du tückisch darüber lachest, wenn ich ein's deiner Geschwister strafen muß. Sieh, deine Geschwister haben jetzt mit dir Mitleid; sie bedauern es, daß sie einen so unglücklichen Bruder haben."

Franz wurde endlich auch gerührt: er versprach Besserung. Aber es hat ihn

und

und seinem Vater viele Mühe gekostet, bis er sich ganz gebessert hat.

Wer And're um ihr Glück beneid't,
Dem wird, was sie erfreut, zur Pein;
Wer über Unglück sich erfreut,
Der ist nicht werth ein Mensch zu seyn.

21.

Die Kinder machen ein Spiel.

In einem ansehnlichen Marktflecken starb vor zwey Jahren der Schulmeister. Er war schon so alt, daß er seinen Dienst nicht mehr versehen konnte. Daher mußte öfter seine ältere Tochter für ihn Schule halten. Diese wußte schon auswendig, was sie zu sagen hatte; sie hatte es von ihrem Vater wohl tausendmahl gehört, weil er fast immer das Nämliche sagte.

Sogleich nach dessen Tode wurde von der Obrigkeit ein neuer Schullehrer aufgestellt. Da sah es in der Schule bald anders aus. Der neue Lehrer war ein verständiger Mann, und ein wahrer Kinderfreund. Die Kinder liebten ihn, und sie gingen nun mit Freuden in die Schule.

Unter anderm gefiel nicht nur den Kindern, sondern auch ihren Eltern dieses

ganz besonders, daß er mit ihnen öfter auf das freye Feld hinausging. Da zeigte er ihnen dieß und das; er redete dabey oft von Gott, wie er Alles erschaffen, und so gut und weislich eingerichtet hatte; er unterhielt die Kinder mit angenehmen und nützlichen Erzählungen.

Auch ließ er die Kinder öfter ein Spiel machen. Er war allzeit dabey, und Alles mußte unter seinen Augen geschehen. Er selbst ordnete die Spiele an. Die Knaben mußten besonders, und die Mägdlein besonders seyn. Er ließ sie kein Spiel machen, wobey man Schläge austheilet, einander zu Boden wirft, oder sonst etwas zu Leide thut. „Dieß ist kein Spiel," sagte er, „da einige lachen, wenn andere lieber weinen möchten: und wie oft ist schon dabey ein Unglück geschehen!" Auch ließ er kein Spiel und nichts beym Spiele zu, das nur im Geringsten wider die Sittsamkeit war.

Unter den größeren Knaben war einer mit Namen Bernhard. Dieser war allemal der erste beym Spiel, und der letzte davon; aber allemal, so oft er spielte, war es gestritten und gezankt. Zuletzt wollte mit ihm

ihm gar Niemand mehr spielen. Er zwang aber andere gleichsam mit Gewalt dazu: und er zankte wieder. Da mußte nun der Schullehrer in's Mittel treten. Er verboth allen Kindern, mit ihm zu spielen; zum feindseligen Knaben aber sagte er:

Du spielst so gern:
Und ladest And're selbst zum Spielen ein.
Du zankst so gern:
Was ist zu thun? — Geh, Zänker, spiel' allein!

22.

Die faulen und die frischen Aepfel.

„Vater!“ fragte ein Kind, das eben aus der Schule kam, „was sind denn die bösen Gesellen? Der Schullehrer hat uns heut gesagt, wir sollen ja vor Allem die bösen Gesellen meiden.“ „Der Schullehrer,“ antwortete der Vater, „hat recht gesagt, mein Kind! daß man die bösen Gesellen, so viel es möglich ist, meiden soll. Böse Gesellen sind solche Menschen, die selbst verdorben sind, und auch noch Andere zum Bösen anführen. Ja, es gibt, leider! auch schon solche unglückliche Kinder, die nicht genug bedenken, was unser lieber Gott verbothen hat, und die sich nicht schämen, wenn sie etwas Schänd-

liches thun; ja, wohl gar auch zu andern Kindern sagen: Dieß und das ist nicht Sünde, was doch schändlich, oft abscheulich ist. Wenn dann ein gutes Kind mit ihnen, besonders allein, umgeht; so wird es auch verdorben."

„Aber, Vater!" sagte das unschuldige Kind, „ich meyne, gute Kinder sollten mit bösen Kindern umgehen, damit diese auch wieder gut würden." Da kam ein fremder Mensch in's Haus. Der Vater wurde abgerufen, ehe er dem Kinde antworten konnte.

Auf den Abend ließ der Vater eine Schüssel voll fauler Aepfel auf den Tisch stellen. Dann gab er dem Knaben etliche schöne, frische Aepfel, und sagte: „Leg' diese Aepfel zu den faulen hinein, damit sie auch wieder schön und frisch werden." „Nein, Vater!" antwortete das Kind, „gerade umgekehrt; die frischen würden nur auch von den faulen angesteckt werden." „Eben so, mein Kind!" versetzte der Vater, „würden auch die guten Kinder von den bösen angesteckt werden, anstatt daß die bösen von den guten gebessert würden."

Das

Das Kind dachte lange über diese Worte des Vaters nach.

Die Bösen soll man flieh'n, so viel man kann: Sie stecken auch die Guten an.

23.

Der Vater erzählte hierauf diese traurige Geschichte.

Ich kenne einen Knaben, den ich nicht nennen darf. Der war bis in sein zwölftes Jahr immer munter und fröhlich, ungemein leutselig und gesprächig, frisch und gesund, wie das Leben. Aber auf einmal wurde er ganz verdrossen, furchtsam und leuteschen. Man sah ihn oft den halben Tag nicht, und kein Mensch wußte, wo er herumschlich. — Seine Aeltern bemerkten dieses bald. Sie fragten ihn, warum er nun so still und traurig wäre; was ihm fehle. Sie glaubten, ihr Kind müßte krank seyn; und wirklich sah er ganz blaß aus; und seine Augen waren trüb und matt. Aber er gab seinen Eltern immer zur Antwort: „Ich weiß nichts; mir fehlt nichts!" und konnte ihnen doch nicht gerade in das Gesicht schauen, da er dieses sagte.

Nach einiger Zeit kam ein naher Be-

freund,

freundter zu den Eltern dieses unglückli-
chen Knaben, und warnte sie, daß sie auf
ihr Kind besser Acht geben sollten. Ihr
Sohn gehe mit bösen Buben um; ja, er sey
schon ganz von ihnen verdorben worden.
Auf diese Nachricht wurden die guten
Eltern untröstlich. Die Mutter fing bit-
terlich zu weinen, der Vater zu klagen an:
„Nun ist unsere Hoffnung verloren! Nun
ist unsere ganze Freude dahin! — Unglück-
liches Kind! haben wir dieses von dir er-
leben müssen!" — Sie suchten sogleich ihr
Kind auf, und nahmen es allein zu sich.
Der Vater fragte Anfangs in Güte, und
da das Kind mit der Sprache nicht heraus
wollte, drang er mit allem Ernste daran:
„Sag, mit was für Kameraden gehst du
um? Was hast du gethan?" Das Kind,
ganz betroffen, fing mit gebrochener
Stimme an: „Da — und da bin ich ge-
wesen! sie haben gesagt: es sieht uns Nie-
mand?" „Niemand? Mußt du dich nicht
vor dir selbst schämen, wenn du Böses
thust? Hast du dich nicht schämen müs-
sen? Hast du dich getraut, so etwas zu
thun, und Gott ganz außer Augen ge-
setzt?" Da fing das Kind freylich zu wei-
nen und zu bitten an: es gestand Alles,

und erkannte sein Unrecht und Unglück. — Was wollten die guten Eltern thun? Der Vater war jetzt allein auf das Bedacht, wie er seinen verführten Sohn wieder auf bessere Wege bringen könnte. Er ging zum Herrn Pfarrer, daß er Ihm rathen und helfen möchte. Der Herr Pfarrer wurde dadurch ganz betroffen. Er sah und fragte weiter nach; da fand es sich, leider! daß viele Verführer und Verführte in seiner Gemeinde wären. — O die unglücklichen Kinder!

Du mußt bey andern und allein
Stets ehrbar, sittsam, schamhaft seyn.
Gott sieht dich, wo du immer bist;
Thu also nie, was Sünde ist.

24.

Nachdrückliche Warnung.

Karl neckte und quälte die unschuldigen Thiere, wo und wie er konnte. Wenn dann ein Thier vor Schmerz und Angst schrie, oder nicht wußte, wo es hin sollte, hatte er eine boshafte Freude daran. Oft hatten ihn andere Kinder abgemahnt, er sollte doch gegen das arme Vieh nicht so grausam seyn. Aber Karl lachte nur darüber. Ja, nachdem er größer und stärker ge-

geworden, machte er es auch kleinen Kindern nicht besser. Er schlug oft andere Kinder, oder brachte sie sonst zum Weinen.

Einst ging er ganz allein vor einem Bauernhause vorbey, wo eben vor der Thür zwey Schafe lagen, denen die Füße mit Stroh zusammen gebunden waren. Es war Niemand dabei. Er ging hinzu; er riß die armen Thiere bey der Wolle hin und her, und stieß mit den Füßen darauf. Da schlich ein Mann, der unbemerkt zusah, aus dem Hause heraus, ergriff den muthwilligen Buben beym Haare, und schüttelte ihn so gewaltig, daß ihm das Gesicht verging; darauf steckte er ihm ein Paar Ohrfeigen, daß ihm die Zähne klapperten. „Au wehe! au wehe!“ das war ein Schreyen und Heulen. „So?“ sagte der Mann, „thut's wehe? Es thut auch dem armen Thiere wehe, wenn man es quält und martert.“

Von dieser Stunde an hatte Karl keinem Thiere, viel weniger einem Kinde, mehr etwas zu Leide gethan.

Quäle nie ein Thier aus Bosheit oder Scherz:
Denn es fühlt so gut, als du, den Schmerz.

ihm gar Niemand mehr spielen. Er zwang aber andere gleichsam mit Gewalt dazu: und er zankte wieder. Da mußte nun der Schullehrer in's Mittel treten. Er verboth allen Kindern, mit ihm zu spielen; zum feindseligen Knaben aber sagte er:

Du spielst so gern:
Und ladest And're selbst zum Spielen ein.
Du zankst so gern:
Was ist zu thun? — Geh, Zänker, spiel' allein!

22.

Die faulen und die frischen Aepfel.

„Vater!" fragte ein Kind, das eben aus der Schule kam, „was sind denn die bösen Gesellen? Der Schullehrer hat uns heut gesagt, wir sollen ja vor Allem die bösen Gesellen meiden." „Der Schullehrer," antwortete der Vater, „hat recht gesagt, mein Kind! daß man die bösen Gesellen, so viel es möglich ist, meiden soll. Böse Gesellen sind solche Menschen, die selbst verdorben sind, und auch noch Andere zum Bösen anführen. Ja, es gibt, leider! auch schon solche unglückliche Kinder, die nicht genug bedenken, was unser lieber Gott verbothen hat, und die sich nicht schämen, wenn sie etwas Schänd-

eine Thräne aus dem Auge — gleich[illegible]
betteln. Gott vergelt es euch tausendf[illegible]
So rief er noch lange nach, da Tho[illegible]
mit seinem Sohne ganz gerührt fort[illegible]

Da nahm der Vater Gelegenheit, [illegible]
nem Kinde zu sagen, wie wenig [illegible]
besonders in der Jugend, die Gesun[illegible]
und die geraden Glieder achte: wie [illegible]
sich Kinder aus Frevel oder Leichtsin[illegible]
Krüppeln machen, ein Aug, einen [illegible]
oder Fuß, oder wohl gar das Leben [illegible]
lieren. Mit diesem Gespräche unter[illegible]
er seinen Sohn, bis sie an Ort [illegible]
Stelle kamen.

O welche Wohlthat sind gerade Glieder!
Man bricht sie leicht, und heilt sie selten wi[illegible]

26.

Das Kind wird krank.

Anton ging mit seinem Vater un[illegible]
seiner Schwester zu einem Vetter [illegible]
Kirchweihfest. Da waren viele Leu[illegible]
der Stube, und volle Schüsseln auf [illegible]
Tische. Der Vater ging indessen a[illegible]
Geschäften nach; die Kinder blieben [illegible]
Vetter. Man sprach ihnen zu, sie s[illegible]
sich's recht schmecken lassen. Anto[illegible]

sich dieß nicht zweymal schaffen. Er war auf dem Wege hungrig und durstig geworden. Er aß sehr gierig, und Süßes und Saures untereinander. Er trank Bier und Meth, ja, sogar zuletzt Brannwein. Seine Schwester war behutsamer: sie aß sehr mäßig, und trank erst, nachdem sie sich etwas abgekühlt hatte.

Endlich kam der Vater, die Kinder abzuholen. Kaum war Anton in die freye Luft hinausgekommen, so sah er Alles zweyfach: es schien ihm auch, als wenn Alles um ihn herumginge. Der Vater mußte ihn an der Hand führen; so oft er die Hand ausließ, lag Anton auf dem Boden. Seine Schwester, obwohl sie ihn bedauerte, konnte sich doch des Lachens nicht enthalten.

Sie kamen endlich nach Hause. Anton wußte nicht, wie. Er wurde gleich in's Bett gebracht. Des andern Tages schämte er sich vor allen Menschen, und klagte über heftige Kopf- und Magenschmerzen. Er mußte also, wollte er oder wollte er nicht, bittere Arzney nehmen, und vier Tage lang das Bett hüten.

Denk', eh' du führst zum Mund,
„Zu viel ist ungesund."

Das

27.

Das böse Gewissen.

Eine Mutter kam traurig nach Hau
und klagt es dem Vater. wehmüth
sie haben hören müssen, daß einer aus
ren Söhnen ein armes Kind geschlag
hätte. „Dieß," setzte sie hinzu, „hat
wiß unser loser Caspar gethan; aber
wird es leugnen, wenn wir ihn dar
zu Frage stellen." „Ich will ihm," a
wortete der kluge Vater, „durch Frag
keine Gelegenheit zum Lügen geben, u
doch auf die Wahrheit kommen."

Sie gingen darauf zum Nachtess
Caspar war darunter ganz still und zah
er aß wenig, und redete noch wenig
er sah die Eltern, die ganz betrübt
saßen, selten und nur mit verstohln
Blicken an. Die Kinder gingen da
zu Bette. Sie schliefen, jedes in ein
besondern Bette, aber alle in ei
Kammer.

Etwa eine halbe Stunde darnach,
sie schlafen gegangen, kam der Va
in die Kammer. Er machte mit Fleiß
Thür rasch und laut auf. Caspar spr

sogleich aus dem Bette heraus, und schrie voll Furcht: „Was ist's, was gibt's?“ „Nichts,“ antwortete der Vater; „ich habe nur sehen wollen, ob ihr schon schlafet.“ Die zwey andern Brüder schliefen schon ganz sanft und gut, und wurden erst durch Caspar's Geschrey aufgeweckt. Der Vater ging wieder fort.

Des andern Tags nahm der Vater, in Gegenwart der Mutter und der Kinder, den Caspar vor sich, und sagte zu ihm: „Du hast gestern ein armes Kind geschlagen!“ Caspar glaubte, es wäre schon Alles aufgekommen, und fing an, sich zu entschuldigen: „Ja, das Kind hat mich auch“ — der Vater ließ ihn nicht weiter reden! „Kind!“ sagte er, „warum machest du uns so viel Verdruß und Kummer? Gestern hieß es: einer von unsern Söhnen hätte ein armes Kind geschlagen; wir wußten es noch nicht, wer es aus euch gethan hätte. Da ich dich aber beym Essen so traurig und furchtsam sah, und noch mehr, da du vor Unruhe nicht schlafen konntest, und dich dein böses Gewissen, sobald ich die Thür öffnete, aus dem Bette trieb, konnte ich genug abnehmen, daß du der

Schul-

Schuldige bist. Sieh! so elend macht sich der Mensch, der Böses thut. Du bist schon durch deine Angst u. Unruhe gestraft worden: nun mußt du auch noch dem armen Kinde etwas zu gutem thun, und so den Fehler ersetzen. Was willst du thun?“

Caspar erkannte seinen Fehler, und versprach, Alles zu thun, was der Vater befehlen würde.

Wer Böses thut, der muß es büssen:
Es straft ihn schon sein eigenes Gewissen.

28.

Das beßte Erbtheil.

Es waren einst zwey Nachbarn, die beyde viele Kinder hatten. Einer davon, Melchior mit Namen, war reich: er verließ sich auf sein Geld, und war wenig besorgt, daß seine Kinder gut unterrichtet und erzogen würden.

Simon, der andere, hatte ein geringes Vermögen, aber gut und wohl unterrichtete Kinder. Er pflegte öfters zu seinen Kindern zu sagen: „Kinder! ihr sehet schon, ich kann euch nicht viel Geld hinterlassen; das Meiste von meinem geringen Vermögen hab' ich darauf verwen-

det,

der, euch zu erziehen und etwas Nützliches lernen zu lassen. Seyd nur fromm und fleißig, dann wird euch der liebe Gott gewiß einst segnen.“ Nach etlichen Jahren wurde in das Haus des Melchior gewaltthätig eingebrochen, und fast alles Geld gestohlen. Das war ein Jammern und Klagen! — „Nachbar! ich habe mit dir Mitleid,“ sagte Simon zu Melchior, „u. noch mehr mit deinen Kindern: ich bedaure es, daß ich ihnen nicht helfen kann; vielleicht können es einst meine Kinder.“

Es stand nicht lange an, so brannte auch das Haus des Melchior von Grund aus ab. Nun ward er sammt seinen Kindern ein Bettler.

Da nahm Simon auf's neue Gelegenheit, seinen Kindern zu sagen: „Sehet, Kinder, daß man sich nie auf Geld und Gut verlassen soll! Nur was ihr gelernet habt, ist euer; nur dieses allein könnet ihr durch kein Unglück verlieren.“ Seine Kinder beflissen sich noch mehr zu lernen. Nach dem Tode ihres Vaters konnten sie sich auch recht gut fortbringen, weil sie alle geschickt und fleißig waren. Aber mit Melchior's Kindern kam es so weit, daß sie

eind=

endlich bey den Kindern des Simon betteln mußten.

Dein bestes Erbtheil ist,
Wenn du recht gut erzogen bist;
Denn Geld und Gut kann bald ein Raub des Unglücks seyn:
Nur was du kannst und weißt, gehöret allzeit dein.

29.

Der sparsame Bauer.

Zwey Einwohner eines abgebrannten Dorfes gingen um Brandsteuer herum.

Da kamen sie zu einem großen Bauernhofe. Der Bauer stand eben vor der Thür, und verwies es einem Knechte ernstlich, daß er die Stricke, woran die Ochsen gespannt waren, über Nacht im Regen gelassen habe, und die Sachen nicht besser verwahre. Da sie dieses von weitem hörten, sagte einer zum andern: „O weh, dieser Mann ist geizig; da wird's nicht viel geben!“ Als sie näher kamen, wurden sie von dem Bauer ganz liebreich empfangen, und in das Haus geführt. Sie erzählten ihm ihr Unglück. Der Bauer ließ ihnen zu essen aufsetzen, gab ihnen ein schönes Stück Geld, und versprach

zwey Schäffel Samenkorn in das verunglückte Dorf zu schicken.

Die Männer verwunderten sich über seine Wohlthätigkeit, und gestanden es während des Essens freymüthig, daß sie ihn Anfangs für karg und geizig gehalten, weil er dem Knecht wegen einer solchen Kleinigkeit einen so harten Verweis gegeben hätte.

„Liebe Freunde!“ antwortete der Bauer, „eben deßwegen, weil ich sparsam bin, bleibt mir nebst dem, was ich für mein Haus und für meine Kinder brauche, noch so viel übrig, daß ich auch Nothleidenden helfen kann.“ Ein anders ist geizig, ein anders ist sparsam seyn.

Wer geizig ist, der denkt bey'm Geld an sich allein:
Wer auch an andre denkt, der wird nur sparsam seyn.

30.

Kluge und christliche Wohlthätigkeit.

Ich kenne einen reichen Mann, der von Vielen für geizig gehalten wird, weil er in seinen Ausgaben sehr sparsam, in seiner Kleidung ganz gemein, und gegen herumlaufende junge starke Bettler nicht freygebig ist. Aber dieser Mann gibt jährlich

dem Pfarrer seines Ortes über sechzig Gulden, damit er sie unter die wahren Armen austheilen möchte. Einst, als eben die Rede vom Almosengeben war, sagte er: „Ich will gern von dem, was ich mit Mühe und Fleiß erspare, den Nothleidenden mittheilen; aber ich möchte es gern in der Stille und mit Klugheit thun; der Pfarrer schweigt dazu, und er kann es besser wissen, als ich, wer des Almosens bedürftig ist.“

Thu Gutes! auch mit gutem Willen;
Thu es mit Klugheit, und im Stillen!

31.

Die Armenbüchse.

Christine, eine bemittelte Wittwe, war gegen die Armen sehr freygebig. Sie ermahnte oft ihre Kinder, daß sie bey ihren Ausgaben doch auch der Nothleidenden gedenken möchten. Wenn sie Geld auf Ergötzlichkeit oder auf den Putz verwendeten, sagte sie zu ihnen: „Ihr denkt nur immer an euer Vergnügen, oder an schöne Kleider; aber ihr denkt nicht daran, daß viele Menschen die äußerste Noth leiden, und nicht einmal so viel haben, daß sie sich genug bedecken können.“ Aber die leichtsin-

nigen Kinder kehrten sich wenig an die Worte der Mutter.

Am Neujahrstage kam ein armer Knabe in's Haus, und bath um ein Almosen. Er hatte außer einigen elenden Lumpen nichts am Leibe, und zitterte vor Kälte. Die Kinder waren eben alle in der Stube beisammen. „O!“ sagte die Mutter zu ihnen: „ihr wisset nicht, wie wehe der Hunger thut, und wie es Einen friert, wenn man nichts in und an dem Leibe hat!“ „Stelle dich zum Ofen,“ sprach sie zu dem armen Kinde, „bis ich dir etwas zu essen bringe.“ Sie ging fort.

Die Kinder fragten indessen den Knaben um Verschiedenes: Da sie ihn genauer betrachteten, und von ihm hörten, daß er schon seit zwey Tägen keinen warmen Bissen genossen habe, und daß er, seitdem sein Vater gestorben, nicht mehr in die Schule gehen könne, da er doch so gern etwas Nützliches lernen möchte, wurden sie zum Mitleid bewegt. Sie bathen die Mutter, da sie mit einer Suppe zurück kam, daß sie ihm auch einige Stücke von ihren Kleidern schenken dürften. Die Mutter willigte gern ein. Nun lie-

fen

fen alle fort, und keines kam leer zurück. Sie brachten so viel zusammen, daß das arme Kind von Fuß auf konnte gekleidet werden: sie legten ihm selbst die Kleider an. Der arme Kleine küßte der Mutter und allen Kindern die Hand, sah noch im Fortgehen öfters zurück, und sagte, so lang man ihn sehen und hören konnte; „Gott vergelt' es!" Gott vergelt' es! — Von dieser Zeit an dachten die Kinder [illegible]ders. Sie wurden für sich spar[illegible] damit sie nur desto leichter einem [illegible]enden helfen konnten. Sie ba[illegible]n die Mutter selbst öfters, daß sie [illegible] Armen Brod, Geld, oder ein [illegible] Kleidung schenken dürften. Die [illegible]er zeigte daran großes Wohlgefal[illegible] Sie kaufte dann eine blecherne [illegible]hse, die sie Armenbüchse hieß, und [illegible]e es den Kindern frey, wie viel sie [illegible]Zeit zu Zeit von ihrem Gelde dar[illegible]zen wollten. Aber wenn eines et[illegible] auf Ergötzlichkeit, auf ein schönes [illegible]d, oder auf eine andere unnöthige Au[illegible]gabe verwenden wollte, dann mußte es zugleich etwas in die Armenbüchse legen. Diese wurde alle Vierteljahr

er-

nigen Kinder kehrten sich wenig an die Worte der Mutter.

Am Neujahrstage kam ein armer Knabe in's Haus, und bath um ein Almosen. Er hatte außer einigen elenden Lumpen nichts am Leibe, und zitterte vor Kälte. Die Kinder waren eben alle in der Stube beisammen. „O!" sagte die Mutter zu ihnen: „ihr wisset nicht, wie wehe der Hunger thut, und wie es Einen friert, wenn man nichts in und an dem Leibe hat!" „Stelle dich zum Ofen," sprach sie zu dem armen Kinde, „bis ich dir etwas zu essen bringe." Sie ging fort.

Die Kinder fragten indessen den Knaben um Verschiedenes: Da sie ihn genauer betrachteten, und von ihm hörten, daß er schon seit zwey Tagen keinen warmen Bissen genossen habe, und daß er, seitdem sein Vater gestorben, nicht mehr in die Schule gehen könne, da er doch so gern etwas Nützliches lernen möchte, wurden sie zum Mitleid bewegt. Sie bathen die Mutter, da sie mit einer Suppe zurück kam, daß sie ihm auch einige Stücke von ihren Kleidern schenken dürften. Die Mutter willigte gern ein. Nun lie-

fen

fen alle fort, und keines kam leer zurück. Sie brachten so viel zusammen, daß das arme Kind von Fuß auf konnte gekleidet werden: sie legten ihm selbst die Kleider an. Der arme Kleine küßte der Mutter und allen Kindern die Hand, sah noch im Fortgehen öfters zurück, und sagte, so lang man ihn sehen und hören konnte: „Gott vergelt' es!“ Gott vergelt' es! — Von dieser Zeit an dachten die Kinder ganz anders. Sie wurden für sich sparsamer, damit sie nur desto leichter einem Nothleidenden helfen konnten. Sie bathen nun die Mutter selbst öfters, daß sie einem Armen Brod, Geld, oder ein Stück Kleidung schenken dürften. Die Mutter zeigte daran grosses Wohlgefallen. Sie kaufte dann eine blecherne Büchse, die sie Armenbüchse hieß, und stellte es den Kindern frey, wie viel sie von Zeit zu Zeit von ihrem Gelde dareinlegen wollten. Aber wenn eines etwas auf Ergötzlichkeit, auf ein schönes Kleid, oder auf eine andere unnöthige Ausgabe verwenden wollte, dann mußte es zugleich etwas in die Armenbüchse legen. Diese wurde alle Vierteljahr

er-

eröffnet, und das Geld unter arme Kinder vertheilt. Wie schön war dieses vor Gott und den Menschen!

Wir haben einen Gott und Herrn,
Sind eines Leibes Glieder:
D'rum hilf auch deinem Nächsten gern;
Denn wir sind alle Brüder.

32.

Die ungleichen Brüder.

Martin war fleißig und arbeitsam; er mußte immer etwas zu thun haben, und mit etwas Nützlichem beschäftiget seyn. Er griff Alles frisch an, und ließ nicht nach, bis es ganz und recht geschehen war. Er war dabey munter und fröhlich; und wenn er nach geschehener Arbeit ausruhte, so konnte er von Herzen lustig und aufgeräumt seyn. Auch war er bey allen Menschen beliebt.

Lorenz, sein Bruder, war ein fauler Bärenhäuter. Weil er an der Arbeit keine Freude hatte, so that er bald dieß, bald etwas anders, Alles nur halb, nichts mit anhaltendem Fleiße. Oft war er ganze Stunden lang müßig. Wie er bey der Arbeit war, so war er auch bey den Ergötzlichkeiten, ja, sogar bey'm Essen,

träg und faul. Er ging oft herum, wie der Schatten an der Wand.

Ihre Eltern starben, und hinterließen ihnen ein schönes Erbtheil. Martin vermehrte durch Fleiß und Arbeitsamkeit von Jahr zu Jahr sein Vermögen. Lorenz, der faule Lorenz, wurde von Tag zu Tag ärmer, bis endlich sein Geld ganz ausging. Nun fing erst sein Elend recht an. Weil er keine Arbeit gewohnt war, konnte er sich auch nichts verdienen. Er lag nun seinem Bruder auf dem Halse. Dieser gab ihm zwar bisweilen, aber ganz sparsam; und er gab ihm oft zu verstehen, daß er sich selbst Noth und Elend zugezogen habe.

Arbeitsamkeit bringt Ehr' und Brod,
Müßiggang nur Schand' und Noth.

33.

Recht elende Kinder.

Ein reicher Mann hatte sieben Kinder, die recht zu bedauern waren. Denn fast alle waren kränklich, oder doch bleich und mager, und keines wollte wachsen. Wenn sie in die Schule kamen, wollte kein anderes Kind bey ihnen sitzen, weil

verunglückten Menschen den Hunger stillen, oder die Noth erleichtern können, wenn du nicht geizig bist. Wer das, was er hat, nicht gebrauchen, sondern nur immer vermehren, oder ganz für sich allein behalten will, der ist geizig: und geizige Leute sind Gott und den Menschen zuwider."

Der Knabe war gerührt, und wollte nun all sein Geld dem Schullehrer geben, daß er es gut anwenden sollte. Dieser nahm es nicht an. „Nein," sagte er, „mache nur selbst einen vernünftigen Gebrauch davon, und merke dir für dein ganzes Leben diesen Spruch:

Geld sieh nur als ein Mittel an,
Womit man Gutes stiften kann."

17.

Halte in allen Dingen Ordnung.

Ferdinand gewöhnte sich von seinen ersten Jahren an in allen Dingen

genaue Ordnung zu halten. Er stand allemal zur bestimmten Zeit hurtig vom Bette auf. Der ganze Tag war bey ihm so eingetheilt, daß er zu jeder Stunde wußte, was er vor sich nehmen sollte. Alles, was ihm zugehörte, oder was er brauchte, lag richtig an seinem Orte.

Franz, sein Bruder, war in allem seinen Thun und Lassen unbesonnen und schlauderisch. Er griff bald diese, bald jene Arbeit an, und vollendete keine. Er wußte oft nicht, wo er das, was er brauchte, hernehmen sollte; eben so wenig gab er Acht, wo er dieß und das hinlegte. Oft schrie er: „Wo ist meine Feder?“ oder: „wo sind meine Schuhe?“

Einst nach dem Mittagessen sagte der Vater: „Kinder, heut wird euer Vetter zu uns kommen. Ihr wisset es, was er für gute und fleißige Kinder hat. Er wird ohne Zweifel auch wissen wollen, was ihr bisher gelernet habt,

habt, und wie ich mit euch zufrieden bin. Wenn er euch um etwas fragt, so antwortet mit Anstand und Bescheidenheit. Will er eure Schriften sehen, so“ — Bey diesen Worten trat der Vetter zur Thür herein. Franz erschrack darüber. Ferdinand empfing ihn sehr freundlich.

Nach einem kurzen Gespräche mit dem Vater fing der Vetter gleich mit den Kindern an:

„Nun, Franz!“ sagte er, „du bist doch schon um zwey Jahre älter, als mein Leopold; du wirst also schon hübsch schreiben und rechnen können?“ Franz schwieg, und sah mit großer Verlegenheit bald den Vater an, bald auf den Boden hin. „Ich möchte doch gern,“ fuhr der Vetter fort, „von dir eine Schrift sehen?“ Franz ging fort, um seine letzte Schrift zu hohlen. Der Vetter unterhielt sich indessen mit Ferdinand, und hatte große Freude an ihm.

Franz kam erst nach einer Viertel-Stunde zurück, und sagte: „Ich weiß nicht, wo meine Schrift hingekommen ist! Gewiß hat sie mir wieder meine Schwester verzogen: sie hat es mir schon öfters — „Schweig,“ fiel ihm der Vater voll Unwillen in die Rede: „bey dir ist die Schuld! Wir wollen gleich den Augenschein davon einnehmen; komm nur mit mir in das Zimmer!“ Franz mußte gehen, wollte er, oder wollte er nicht. Da fand der Vater Alles in der größten Unordnung: ein Schuh lag auf dem Tische, Papier und Büchlein auf dem Boden: Alles untereinander, nichts an seinem Orte. „So ist es kein Wunder,“ sagte er, „daß du deine Schrift nicht findest!“ Franz, der im Suchen Alles noch mehr untereinander gewühlt hatte, stand voll Beschämung da. Er getrauete sich nicht mehr, sich vor dem Vetter sehen zu lassen.

Als dieser fort war, nahm der Vater das beschämte Kind allein zu sich, und

und wiederhohlte nachdrücklichst, was er ihm schon so oft gesagt hatte. „Da siehst du,“ sprach er, „was aus deiner Unordnung entsteht! Was wird dein Vetter von dir denken? Dein Bruder ist noch jünger, als du bist; aber er weiß und versteht weit mehr, als du, weil er Alles ordentlich angreift. An dir muß ich nur Schande erleben! Du warst noch verwegen genug, deine Schwester anzuklagen, und dich mit einer Lüge zu entschuldigen!“

Franz fing zu weinen an. „Was hilft dein Weinen,“ sagte der Vater, „wenn du dich nicht besserst! Und wenn du deine Fehler nicht erkennst, und von Stunde an besserst, so hab' ich alle Hoffnung verloren.“ Franz weinte noch lange.

Lerne Ordnung, liebe sie;
Sie erspart dir Schand' und Müh'.

Pfenning Geld, und der Ort war neun Stunden von seiner Heimath entlegen. Aber er wußte sich schon zu helfen: er schrieb seinen Eltern einen Brief; erzählte ihnen Alles so nachdrücklich und umständlich, daß schon nach fünf Tagen sein Vater erschien, und ihn mit sich nach Hause nahm, bis er einen besseren Ort für ihn ausfinden konnte.

Wie gut ist's, wenn man schreiben kann! Durch einen Brief kann man auch mit denjenigen reden, die weit von uns entfernt sind, und Andern Alles sagen, was man zu sagen hat, und oft nicht jedem Menschen sagen will.

Wer nicht lesen und nicht schreiben kann,
Der ist nur ein halber Mann.

37.

Das Gute wird oft schon in diesem Leben belohnt.

In einem gewissen Garten nahm man die Aepfel von den Bäumen. Da liefen nun die Kinder von der ganzen Nachbarschaft herbey. Einige bathen mit großem Geschrey und Ungestüm: „Mir auch, mir auch einen Aepfel!“ Einige gingen näher hinzu, und zwackten, wie sie konnten. E-

nige zankten und rauften sogar; denn der Gärtner warf mit Fleiß einige Aepfel unter die Kinder; und da gab es unter ihnen Zänkereyen, ja, sogar Schläge ab. Der Herr des Gärtners sah vom Fenster herab zu. Er erblickte ein kleines Mägdlein mit einem Körblein an dem Arm: es stand in der Ferne, und wollte sich nicht unter die ungezogenen Kinder mengen. Das sittsame Kind gefiel dem Herrn: er sah ihm lang zu. Endlich, als man mit der Arbeit fertig war, liefen alle Kinder auseinander. Auch unser Mägdlein wollte gehen, Aber da rief der Herr, den es nicht beobachtet hatte, vom Fenster herab: „Bleib da, warte!“ Das Kind blieb stehen, und wußte nicht, wer gerufen hatte. Der Herr kam herab, und fragte es: „Wem gehörst du zu? Das Mägdlein antwortete: „Mein Vater ist ein Taglöhner; er hat auch schon einmal in diesem Garten gearbeitet; aber jetzt ist er krank. Der Mann, der ihn wieder gesund machen will, hat gesagt, er soll öfters ein gekochtes Obst essen; wir haben kein Obst, und haben wir ein Geld, so schickt die Mutter gleich allemal um Brod.“

Brod.“ Da nahm ihr der Herr das Körblein vom Arm, öffnete dasselbe, und es war kein Laub und kein Stengel darin. „Hast du also nichts in deinem Körblein?“ sagte er zu dem Kinde. Dieses antwortete. Der Vater hat gesagt, ich soll bitten; aber ich habe nicht zukommen, und bitten können.“ Der Herr füllte das Körblein mit den schönsten Aepfeln voll an, und gab es dem Kinde mit den Worten: „Du bist ein gutes Kind; wenn du so bleibst, so wirst du auch immer gute Leute finden. Da hast du Aepfel für deinen kranken Vater, und wenn ihr keine mehr habt, so kommt nur wieder zu mir!“ Das Kind dankte schönstens, küßte ihm die Hand, und eilte voll Freuden zu dem Vater nach Hause; erzählte ihm Alles, und wiederhohlte öfters die Worte: „Der Herr hat gesagt: Wenn wir keine Aepfel mehr haben, so soll ich nur wieder zu ihm kommen.“ Dieser Herr hat dem Mägdlein auch nachher noch viel Gutes gethan.

Tugend hat so großen Werth,
Daß sie jeder Mensch verehrt.

38.

Man soll aber nicht Gutes thun, um nur gelobt oder belohnt zu werden.

Katharina kam nach der Schule nach Hause, u. weinte: „Kind!“ fragte ihr Vater bey'm ersten Anblick, „was ist dir Leids widerfahren? Warum weinst du? „Der Pfarrer,“ sagte Katharina schluchzend — „der Pfarrer ist heute in der Schule gewesen!“ „Nun dieß,“ versetzte der Vater, “sollte dich ja freuen!“ „Ja,“ antwortete das Kind, „er hat andere Kinder ausgefragt, und ihnen Geschenke gegeben: mich hat er nicht gefragt: was andere gewußt haben, hätte ich wohl auch gewußt, und wohl noch besser, als sie. Zuletzt hat er auch einige genannt, mit denen er zufrieden sey, daß sie in der Kirche so still und eingezogen wären. Ich meine, ich führe mich auch in der Kirche auf, wie's recht ist; aber von mir hat er kein Wort gesagt.“ „Und deßwegen weinst du?“ sagte der Vater; „fällt es dir so schwer, daß du kein Geschenk, kein Lob erhalten hast? Bist du nur deßwegen fleißig, und in der Kirche still und sittsam, daß du dafür belohnt und gelobt werdest? So wirst du in deinem Leben noch oft mißvergnügt und traurig seyn. Das Gute wird nicht allemal gleich belohnt, und der Tugendhafte wird oft zurückgesetzt, oder gar vergessen: deßwegen soll man aber doch seine Pflicht und Schuldigkeit thun. Ich habe

dir

dir dieses schon oft gesagt. Aber wi
sehe, so hast du es noch nicht recht zu
zen genommen."

Katharina, ob sie schon über 12 J
alt war, wußte wirklich nicht, was P
und Tugend sey. Der Vater mußt
auf's neue unterrichten.

Nur der ist tugendhaft und gut,
Der stets, was seine Pflicht ist, thut
Siehst du auf Vortheil mehr, als auf (
und Pflicht,
So liebst du nur dich selbst: du liebst die T
nicht.

39.

Das gute Kind.

Joseph war ein gutes Kind, und (
sich immer mehr, etwas Gutes zu le
und besser zu werden. Einst fragte (
der Schule seinen Lehrer: „Was mu
thun, daß ich ein frommes, tugendh
Kind werde?" Der Lehrer antwortete:
will dir, liebes Kind! etwas erzäl
merke fleißig auf. Auch ihr, sagte er z
übrigen Kindern, merket alle auf; ich
euch etwas Schönes erzählen:" Und die
der spannten Augen und Ohren. Nun
der Lehrer an: „Es war ein Vater, der
vier Kinder. Er war etwas streng mi
nen Kindern, oder vielmehr, er mein
recht gut mit ihnen: deßwegen mußt
auch in Allem seinen Willen thun.
es war ein großer Unterschied zwischen
vier Kindern. Das jüngste davon, das

schon acht Jahre alt war, begehrte von dem Vater bald dieß, bald das; und wenn es etwas brauchte, so folgte es dem Vater fleißig, um sich bey ihm einzuschmeicheln: es gehorsamte also nur, um etwas zu erhalten. — Der älteste Sohn war schon etwas kecker, und der Vater mußte oft schärfer gegen ihn verfahren. Dann ging es freylich; denn er fürchtete sich vor dem Vater, oder vielmehr vor der Strafe: nur deßwegen gehorchte er. — Seine Schwester war auch nicht viel besser. Denn oft brummte sie in der Stille, wenn ihr der Vater etwas befahl; und nur dann that sie es ohne Widerwillen, wenn das, was sie thun sollte, ohnehin etwas Leichtes oder etwas Angenehmes war. Alle diese drey Kinder folgten endlich nur auf den Schein, und so lang der Vater zusah. Wenn er weg war, thaten sie oft nur, was sie wollten. Aber Johannes, ihr dritter Bruder, war ein ganz anderes Kind. Er that Alles willig, was er dem Vater in den Augen ansah, wenn es ihn auch schon schwer ankam. Er that es nicht, um dafür gelobt oder belohnt zu werden: er gab nicht Acht, ob der Vater zugegen war, oder nicht. Ihm war dies allein genug: der Vater will es! und er that's: der Vater hat es verbothen! und er that's nicht." — Jetzt fragte der Lehrer die Kinder: „Nun, Kinder! sagt mir, was haltet ihr von diesen vier Geschwistern? Waren sie alle gute, gehorsame Kinder?" „Nein. riefen sie alle: „nur das letzte," sagten einige, „nur Johannes war ein gutes, braves

Kind! Nun stand der Vater auf, und sagte: „Sehet, Kinder! Gott ist unser Vater; wir sollen seinen Willen thun, das heißt: das thun, was recht ist; u. was unrecht ist, meiden. Dieß thun freylich manche Menschen; aber nicht alle sind deßwegen gut u. tugendhaft. Einige thun nur Gutes, damit es ihnen wohl ergehe, oder daß sie dafür belohnt werden; sie thun es also nur zu ihrem eigenen Vortheil, aus Eigennutz. Einige enthalten sich vom Bösen; aber nur aus Furcht vor Gott, oder vielmehr vor der Strafe, u. also nur aus Zwang. Wieder einige erfüllen den Willen Gottes nur in solchen Stücken, die sie ohnehin gerne thun, oder die sie leicht ankommen; u. dieß ist auch nichts Großes. Nur derjenige ist ein wahrhaft guter und tugendhafter Mensch, der allzeit, auch wenn es ihn schwer ankommt, bereit ist, das zu thun, was Gott will, u. es deßwegen zu thun, weil es Gott will. Und Gott kann nichts anders wollen, als was recht und gut ist. Merkt euch dieß, liebe Kinder!“ — Die Kinder sahen einander an, u. schwiegen. Endlich bathen sie den Lehrer, er möchte noch etwas erzählen. Aber Joseph, das gute Kind, bath ihn, er möchte lieber das Nämliche noch einmal sagen, weil er sich nicht Alles hätte merken können.

Gottes Wille sey dein Ziel,
Weil Gott nur das Gute will.

40. Drey schöne Fragen.

Georg kam voll Freuden nach Hause, und zeigte seinem Vater ein schönes Büchlein, das

er in der christlichen Lehre zum Geschenk erhalten hatte. „Es freut mich," sagte der Vater, „wenn du gut geantwortet hast! Um was hat dich denn der Herr Pfarrer gefragt?" „Der Herr Pfarrer," sagte Georg, „hatte neulich diese drey Fragen erklärt: was Gott lieben, und was Gott fürchten heißt; und wie man wissen könne, was Recht oder Unrecht ist. — Heute hat er uns, besonders mich, sehr lang darüber ausgefragt; zuletzt nahm er mich bey der Hand, und sagte, ich hätte recht geantwortet, und sollte es nur nie vergessen, was Gott lieben und Gott fürchten heiße. Und dann schenkte er mir — sieh Vater! dieses Büchlein." „Gut," sagte der Vater; „ich möchte aber wissen, wie du geantwortet hast. So, sagte Georg, habe ich geantwortet: „Gott lieben heißt: thun, was Gott wohlgefällig, gut und recht ist; denn das ist Gottes Wille. Gott fürchten heißt: sich fürchten, oder sich in Acht nehmen, daß man nichts thue, was Gott verbothen hat, oder was unrecht ist." Darauf fragte mich der Herr Pfarrer: „Was ist aber recht und unrecht? Wie kann das ein Kind wissen?" Ich antwortete: „Dieses sagen uns die Eltern; wir hören es in der Schule und in der Christenlehre. Auch sagt es uns das Gewissen." Der Herr Pfarrer sagte sodann auch etwas von der Vernunft; aber dieß habe ich nicht ganz verstanden. Vielleicht, sprach der Vater, sagte er, daß, wenn man zur Vernunft kommt, man auch besser einsehen

lernt, was recht und unrecht ist: denn
Vernunft kommen, heißt nichts and
als zwischen dem Guten und Bösen ri
unterscheiden können."

Der Vater unterhielt sich noch lange
seinem Kinde, besonders darüber, daß
Gott nicht so, wie einen Menschen,
ben könne, und sich vor Gott nicht
wie vor einem strengen zornigen He
fürchten soll.

Die Gutes thun, und Böses flieh'n,
Die lieben Gott und fürchten ihn.

41.
Was recht oder unrecht ist.

Georg hatte noch 2 Brüder, Bene
und Franz, und 2 Schwestern, Kathai
und Elisabeth. Ihr Vater wünschte ni
mehr, als sie alle zu recht guten und
gendhaften Menschen zu erziehen. Dai
sagte er ihnen oft: „Kinder! dieß müßt
nicht thun; denn dieß ist unrecht."

Aber der gute Vater sah wohl vora
daß er seine Kinder nicht immer um sich
ben, und ihnen nicht bey jeder Gelegen
sagen könnte, was recht oder unrecht ist.
her gab er ihnen öfters folgende Ermahn
gen: „Kinder!" sagte er, „ihr müsset a
selbst eure Vernunft brauchen, und selbst
mer besser einsehen lernen, was recht o
unrecht ist. Haltet euch nur an diese gol
ne Lehre: Was ihr nicht wollet, daß e

Andere thun, das thut ihnen auch nicht; denn das ist unrecht. Was ihr aber wünschet, daß euch andere thun sollen, das thut auch ihnen; denn das ist recht. So sollten alle Menschen handeln; das ist der Wunsch aller vernünftigen Menschen; das ist allgemeines Gesetz." Um ihnen dieses verständlicher zu machen, erzählte er ihnen oft verschiedene Handlungen der Menschen, und ließ auch die Kinder selbst öfters erzählen, was sie bey Andern gesehen, oder von ihnen gehört hatten. Dann fragte er sie um ihre Meinung: ob dieses oder jenes recht oder unrecht gewesen sey.

Einst an einem Abend, da alle Kinder beysammen waren, führte er mit ihnen folgendes Gespräch:

„Ich habe," sagte er, „unserm Knechte Lorenz, wenn er mir treu diente, 20 Gulden Jahrlohn versprochen. Nun ist sein Jahr aus; er war treu und fleißig. Thät' ich recht, wenn ich ihm weniger gäbe?" „Nein," sagte Franz, „man muß Jedem geben, was ihm gebührt; und halten, sagte Elisabeth, was man versprochen hat." „Ich könnte ja sagen," antwortete der Vater: „ich habe ihm nicht so viel versprochen?" „Lügen," riefen alle Kinder, „Lügen ist nicht recht!"

Benedict erzählte: Gestern sind dem Knechte unsers Nachbars ein Paar neue Schuhe und Hemder gestohlen worden. Wer das gethan hat, setzte er selbst hinzu, hat groß Unrecht gethan.

Ja, sagte der Vater, der hat groß Unrecht gethan. Denn er hat sich an dem Eigenthum eines andern vergriffen; und das soll kein Mensch thun. Wisset ihr mir, fuhr der Vater fort, nichts mehr zu erzählen?

Elisabeth fing an. Ich habe am Sonntage mein Gebethbüchlein in der Kirche liegen lassen: der Knabe, der eine blinde Mutter hat, (der Vater kennt ihn schon) hat das Büchlein gefunden, und es mir wieder zurückgestellt. Ja, versetzte der Vater, ich kenne ihn; ich habe oft gesehen, wie sorgfältig er seine blinde Mutter in die Kirche führt. Gefällt euch seine Redlichkeit, und seine Liebe gegen die Eltern? Ja, ja, antworteten alle Kinder.

Das Gespräch dauerte noch länger. Georg redete wenig: Katharina hingegen, die ältere Tochter, wußte am besten zwischen dem, was recht oder unrecht ist, zu unterscheiden; denn sie merkte allemal in den Christenlehren sehr fleißig auf, und der Herr Pfarrer hatte erst unlängst die zehn Gebothe erklärt, und gesagt: Ein jeder vernünftiger Mensch könne diese Gebothe wissen, und müsse sie halten, weil sie nichts anders gebiethen, als, was alle Menschen wünschen, daß es geschehen sollte. Er sagte: sie seyen in unser Herz geschrieben, weil uns schon unsere eigene Vernunft und unser Gewissen sagt: „Du sollst Gott und deine Eltern

lieben und ehren; du sollst nicht tödten; du sollst nichts wider die Ehrbarkeit thun; nicht stehlen; nicht lügen, oder falsches Zeugniß geben; nicht nach fremdem Gute trachten." Das muß wohl eine recht nützliche Christenlehre gewesen seyn!
Um das, was recht und unrecht ist, zu wissen,
So brauche die Vernunft, und frage dein Gewissen.

42.

Der Mensch soll Gott ähnlich werden.

Bernhard, ein christlicher Vater, fragte seine Kinder alle Sonntage, was sie aus der Predigt gemerkt hätten. Ja, er führte öfters darüber nützliche Gespräche, und sagte den Kindern, wie dieses oder jenes zu verstehen und anzuwenden sey.

Einst, als alle Kinder beysammen waren, fragte er sie, von den jüngsten an; aber diese wußten ihm nicht Vieles zu erzählen. Nur Eines antwortete: „Der Herr hat gesagt: „Der Mensch kann alles, was er nur will.“ „Da hast du wohl unrecht verstanden;“ versetzte die Mutter, die nicht in der Kirche gewesen war. „Nicht ganz unrecht,“ antwortete Maria, die älteste Tochter, die allemal fleißig auf das Wort Gottes merkte, und das Meiste behalten konnte. „Die heutige Predigt,“ fuhr sie fort, war eine der schönsten, die ich je gehört habe.“ — „Und eine der nützlichsten,“ sagte der Vater. „Wiederhohle uns, Maria! die Hauptsache. „Merket auf, Kinder!“ Sie fing an:

„Der

„Der Mensch," sagte der Prediger, „ist nach Gottes Ebenbilde erschaffen: er kann, er soll Gott ähnlich werden. Im ersten Theile sagte er: Gott ist allmächtig, er kann Alles, was er will; aber er will nur, was gut und recht ist. Auch der Mensch kann Alles, was er will, was er soll: jeder kann das thun, was seine Pflicht und Schuldigkeit ist; denn wenn es unmöglich wäre, so wäre es keine Pflicht und Schuldigkeit mehr. Auch kann ein Jeder seinen Fehler bessern, wenn er nur ernstlich will. Wenn also Einige sagen: ich kann nicht thun, was Gott von mir fordert; oder: ich kann mich in diesem Stücke nicht bessern; so heißt es so viel, als: „Ich will nicht."" Er führte dann verschiedene Beyspiele an, wie weit es einige Menschen durch ernstlichen Fleiß mit Gottes Beystand im Guten gebracht; wie sich Einige nach und nach ganz gebessert haben, obwohl es ihnen Anfangs unmöglich schien.

Im zweiten Theile sagte er: daß Gott unendlich gut und heilig ist. Alles, was er will und thut, ist gut und recht; man heißt auch deßwegen Gott das höchste oder vollkommenste Gut. Der Mensch soll darin Gott ähnlich werden, daß er nur das wolle und thue, was recht ist. Und dieser gute Wille, sagte er, dieses ernstliche Bestreben nach dem Guten, macht das höchste Gut, den wahren Werth des Menschen aus. Al-

les

les Uebrige, was man sonst gut heißt, geht nur auf zeitlichen Nutzen, auf eine kurze Lust, oder auf eitlen Schein hinaus, ist nur zufälliger Weise oder nur in der Einbildung der Menschen gut. Ja, da hielt er sich lang auf; ich kann nicht mehr Alles sagen; ich weiß aber schon, wie er's gemeint hat.“ Gut, mein Kind! sagte der Vater, wenn du ihn nur recht verstanden hast. Merke dir besonders das letzte; merket es euch alle, meine Kinder! „Ein aufrichtiger, ernstlicher, guter Wille ist das einzige, das größte Gut, die höchste Ehre des Menschen.“

Wenn ich wollte, was ich sollte
Könnt' ich Alles, was ich wollte.

43.

Der sterbende Vater.

Stephan, ein reicher Bauersmann, brachte sein mühvolles Leben auf achtzig Jahre. Da nahmen aber seine Kräfte zusehends ab, und er mußte fast beständig das Bett hüten.

Einst an einem Sonntage auf den Abend, da er wohl sah, daß sein Ende nahe sey, ließ er alle seine Kinder — fünf waren noch bey Leben — zu sich vor das Bett rufen. Die Kinder kamen, und weinten laut, da sie ihren lieben Vater verlieren sollten. Der Herr, dem das Dorf zugehörte,

ging

ging eben bey dem Hause vorbey; er hörte weinen, und ging hinein, um zu sehen, was es bedeuten soll. Auch von den Nachbarsleuten liefen viele herbey, den frommen Greis sterben zu sehen.

Stephan sah alle Gegenwärtigen ruhig und heiter an. Dann heftete er seine Augen auf seine bestürzten Kinder. Er richtete sich im Bette, so gut er konnte, auf, und sagte zu ihnen: „Kinder! weinet nicht; ich sterbe gern. Der Abend meines Lebens ist nun angebrochen: getrost gehe ich jetzt zu meinem Gott hin. Ich habe mich immer beflissen, rechtschaffen zu handeln, und meine Pflicht zu thun. Ich habe in meinem Leben wenig gute Tage gehabt, — habe Vieles, ach! Vieles ausstehen müssen. Doch war das immer mein Trost: Der Mensch soll nur thun, was recht ist; Gott wird schon Alles recht machen. Auf dieser Welt geht es den guten Menschen nicht allemal am beßten; ja, gerade die beßten Menschen müssen oft das Meiste leiden. Aber dort, in jener Welt, wird es ihnen dafür desto besser gehen. Denn es ist ein Gott, ein allwissender, ein gerechter Belohner alles Guten. Ich gehe nun hin, von ihm auch meinen Lohn zu empfangen. Meine Kinder! seyd fromm; lebet so, daß ihr euch auf das künftige bessere Leben freuen könnt.“ Da sank er in's Bett zurück. — „Kinder, weinet nicht!“

sag-

sagte er noch einmal mit gebrochener Stimme, „ich sterbe gern, in der sichern Hoffnung" — Da starb er.

Die Kinder weinten so laut, daß man ihn kaum verstehen konnte. Auch der Herr des Dorfes wurde sehr gerührt. Ja, wahrhaftig, sagte er, wer so einen Menschen sterben sieht, der kann unmöglich an dem zweifeln, was uns der Glaube lehrt: Es ist ein Gott; die Seele des Menschen ist unsterblich; es gibt ein künftiges Leben, wo jedem vergolten wird, wie er's verdienet hat.

Währt doch nur Alles kurze Zeit
 Auf dieser Welt — und dann
Fängt sich zur nahen Ewigkeit
 Der Feyerabend an.
Den Frommen schrecket nicht der Tod;
 Sein Tagewerk ist aus:
Nun ruft ihn der gerechte Gott
 Zu seinem Lohn nach Haus.

44.

Die Dorfschule.

In einem Dorfe waren gar ungezogene, ausgelassene Kinder. Sie wußten von Tugend und Christenthum nichts, und wollten weder lernen, noch gehorsamen. Eltern und andere Leute führten hierüber bittere Klagen; allein, woher es käme, daß die Kinder so verdorben waren, wußte Niemand. Der

Mägdlein, das Anna hieß, und sich auf ihre Gestalt nicht wenig einbildete. Einmal sagte sie zu Barbara höhnisch: „Bist du mir feind, daß du mich nicht gerade ansehen kannst?“ Barbara schwieg, und dachte: Weil ich mir diesen Fehler nicht mehr abgewöhnen kann; so will ich mich desto sorgfältiger vor andern Fehlern hüten.

Bald darauf bekam Anna die Blattern. O weh! wie diese ihr Gesicht verunstaltet hatten! Ja, bald hätte sie dabey das rechte Aug' verloren, und beyde Augen blieben triefend. Als sie wieder das erstemal in die Schule kam, getrauete sie sich kaum die Augen zu erheben; oder sie hielt ihre Hände vor das Gesicht. Einmal fragte sie ein muthwilliges Kind spöttelnd, was ihr fehlt, daß sie immer weine? Anna fing wirklich zu weinen an, und bereuete es ernstlich, daß sie zuvor der guten Barbara so oft gespottet hatte.

Spott' Andrer nicht, und denk daran,
Daß es dich auch einst treffen kann!

24.

Ehre das Alter.

Ruprecht hatte zwey Söhne. Oft mußte er von Andern die Klage hören, daß seine Kinder über alte Leute spotteten, und sie verlachten. Er gab ihnen deßwegen öfters einen scharfen Verweis, und machte ihnen die nachdrücklichsten Vorstellungen, wie sehr es Gott und allen guten Menschen mißfalle, wenn man alte Personen verlacht und verspottet. „Man sollte vielmehr," sagte er einst, „gegen sie alle Achtung zeigen; denn Greise sind unsere eigentlichen Lehrer; sie sind die beßten und sichersten Rathgeber, die aus Erfahrung wissen, was man thun und was man meiden soll." Aber bey diesen leichtsinnigen und bösartigen Kindern war alles Warnen und Ermahnen vergebens; und mit Schlägen, wie der kluge Vater schon voraus sah, wären sie auch nicht gebessert worden.

Einst,

Einst, als sein Namenstag einfiel, und ihm die Kinder Glück und ein langes Leben wünschten, sagte er mit weinenden Augen zu ihnen: „Ach! wünschet mir vielmehr, daß ich bald sterben möge! Denn wenn ich alt werde, so werden mich muthwillige Kinder (hier sah er sie bedeutend an) nur verlachen und verspotten — vielleicht sogar meine eigenen Kinder!"

Die Kinder schlugen beschämt ihre Augen nieder. Sie erkannten endlich ihren großen Fehler, und erwiesen von dieser Zeit an alten Personen mehr Achtung.

Ehre Greise, liebes Kind!
Weil sie deine Lehrer sind.
Greise geben guten Rath;
Folge ihnen in der That!

25.

Das dankbare Kind.

Conrad und Christine verloren frühzeitig beyde Eltern. Eine Anverwandte, die

die eine Wittwe war, und selbst nicht viel zum Beßten hatte, nahm beyde Waisen zu sich, und erzog sie mit aller Liebe und Sorgfalt. Conrad machte ihr vieles zu schaffen.

Als beyde schon fast erwachsen waren, brachte sie ihre Pflegemutter in ein christliches Haus in den Dienst. Da konnten sie sich vieles ersparen; besonders Conrad, der älter und stark an Kräften war.

Es vergingen zwey Jahre; da fiel die gute Wittwe über eine Stiege herab, und zerbrach sich den Arm und das Bein.

Sobald dieses Christine erfragte, hielt sie bey ihrem Herrn an, daß er sie auf eine kurze Zeit ihres Dienstes entlassen möchte, damit sie ihrer größten Wohlthäterin auswarten könnte. Ihr Herr willigte nicht nur gern ein, sondern er versprach auch, daß er ihr indessen an dem Lohne nichts entgelten lassen wolle.

Christine blieb sieben Wochen lang bey der kranken Base. Sie pflegte diese mit aller Sorgfalt, wie ihre eigene Mutter, und bezahlte sogar von ihrem, durch harte Arbeit verdienten, Gelde Alles, was die Kranke nöthig hatte.

Conrad war seiner verunglückten Pflegemutter wegen wenig bekümmert. Er besuchte sie kein einziges Mal, viel weniger, daß er ihr sonst etwas zu Gutem gethan hätte. Ja, er sagte sogar einst, da ihm dieses seine Schwester verwies; „Ich habe das alte Murmelthier lang genug brummen gehört!“ Dieß mißfiel seinem Herrn so sehr, daß er einen so undankbaren Menschen nicht länger mehr in seinem Hause dulden wollte.

Conrad zog dienstlos herum. Er wurde mürrisch, und mit sich selbst unzufrieden. Aus Mißmuth und Verzweiflung ergab er sich dem Saufen. Endlich gerieth er in die äußerste Noth, und starb noch vor seinem dreyßigsten Jahre.

Kinder! wer gefällt euch besser, Conrad oder Christine?

Dankbarkeit gefällt;
Undank haßt die ganze Welt.

26.

Uneigennützige Dienstfertigkeit.

Drey Herren aus einer großen Stadt machten eine Reise zu Fuße, ein Geistlicher, ein Kaufmann und ein junger Graf. Sie kamen am vierten Julius in ein Dorf, welches in einem abgelegenen Thale lag, und den Tag des heiligen Ulrich feyerte. Die Einwohner des Thales schienen ihnen recht gute, unverdorbene Leute zu seyn; und sie waren es auch.

Der Weg bis an das nächste Dorf führte sie durch einen Wald. In dem Gehölze waren einige Kinder, die sich, als sie die Fremden erblickten, etwas schüchtern in den Wald zurückzogen, weil ihnen diese Erscheinung sehr ungewöhnlich, und besonders der Hut

und

und das Seitengewehr des jungen Grafen auffallend war. Der Kaufmann rief ihnen zu, ließ sie näher kommen, und fragte sie freundlich, was sie da machten.

Die Kinder, die nun wieder Muth faßten, und herbey rückten, antworteten: „Wir suchten Erdbeeren!“

Kaufmann: Wollt ihr uns nicht auch einige geben? wir haben Durst!

Marie, ein Mägdlein von eilf Jahren: „Wir haben noch nicht viele; aber was wir haben, das könnt ihr schon nehmen: hebet nur den Hut auf!“

Der Kaufmann breitete sein Sacktuch auf den Boden hin. Die Kinder drängten sich alle herbey, und schütteten mit sichtbarer Freude aus ihren Geschirren, was sie hatten.

Kaufmann: Was kosten sie?

Marie: Ey, nichts! wenn wir nur mehrere hätten!

Der Kaufmann reichte ihnen ein Stück Geld hin: „Da, theilt es miteinander!“ Die

Die Kinder: „Nein, nein! wir nehmen nichts an! wir schenken sie euch!“

Endlich auf vieles Zudringen des Fremden nahm ein Kind das Geld an, obwohl die übrigen beständig abwehrten.

Die Reisenden setzten ihren Weg fort. Die Kinder fingen nun sich zu zanken an. Alle verwiesen es dem einen Kinde, daß es etwas angenommen habe: „Dieß sey nicht schön; sie wollen von diesem Gelde nichts haben.“ Endlich nahm Marie dem Kinde das Geld-Stück mit Gewalt aus der Hand, lief damit den Reisenden nach, und schlich sich so unvermerkt, als es nur möglich war, an den Kaufmann hin. Dieser sah sich um, weil er merkte, daß ihn Jemand bey dem Rocke gezupft hatte. Wie der Bliß war Marie wieder weg, und lief, ohne sich mehr umzusehen, in den Wald zurück. Der Kaufmann wußte nicht, was dieses zu bedeuten hätte, bis er sein Tuch in den Sack steckte. Da fand er in der Rock-

ihnen sagte, sie hätten ihre Pflicht gethan, sie sollten nur auch so leben, wie man sie unterrichtet habe; dann würden Gott und Menschen an ihnen Wohlgefallen haben. Zuletzt dankte ein Kind im Nahmen Aller den Eltern, dem Herrn Pfarrer, und den lieben Lehrern. Die Eltern selbst dankten diesen mit gerührtem Herzen für alle ihre Liebe, Mühe und Sorgfalt. Es wurden viele Thränen der Freude und des Dankes geweint.

An den Kindern selbst zeigten sich schon einige gute Früchte der Schule. Es war eine Freude, zu sehen, wie sie in der Kirche andächtig in ihren Büchlein lasen, und auch in ihrem übrigen Betragen immer verständiger und gesitteter wurden.

Weil aber die Kinder leicht wieder vergessen, was sie in der Schule gelernet haben; einige auch früher ausstehen mußten: so sorgte der Herr Pfarrer mit dem Herrn Kaplan auch für

Eine Sonn- und Feyertags-Schule.

Es kamen nämlich an Sonn- und Feyertagen die jungen Leute, die nicht mehr in die Schule gingen, im Pfarrhofe oder im Schulhause zusammen: die Knaben an einem besondern Tage, und die Mägdlein an einem besondern. Da wurde aus einem guten Buche gelesen, oder erzählet, eine Schrift aufgegeben oder vorgezeigt; etwas

gerechnet, und viel Nützliches beygebrach
was weder in die Schule, noch auf die Ka
zel gehöret, und was man doch wissen soll
Vorzüglich suchte man der Jugend die Pflic
ten des Christenthums und ihres Stande
recht zu erklären, ihre Unschuld gegen Ve
führung zu verwahren, und Liebe zur T
gend in's Herz zu pflanzen. Zu diesem En
wurden auch nützliche Bücher angeschaff
Wer ein gutes Buch hatte, mußte es de
andern, besonders den Aermern, leihe
Niemand durfte ein Buch lesen, ohne s
vorher deßhalb bey dem Herrn Pfarr
oder Kaplan angefragt zu haben.

In diese Schule konnte man gehen, s
lang man wollte; es gingen Leute von 1
bis 24 Jahren darein. Einige, die a
Kinder nicht in die Schule kamen, lern
ten noch lesen und schreiben. Oft kame
selbst Väter mit ihren Söhnen, und Mü
ter mit ihren Töchtern, und hörten mi
vielem Vergnügen zu.

So wurden diese Tage, an welchen sos
so viel Böses geschieht, und so manch
Unschuld verführt wird, wahrhaftig gehei
liget. — Die Jugend nahm zu an Ver
stand und Tugend.

Gott segne die würdigen Geistlichen,
sammt den Eltern und Kindern, die ihnen
nachfolgen!

Anhang.

Gieb auf deine Gesundheit Acht.

Kinder denken wohl selten daran, was für ein schätzbares Gut die Gesundheit sey. Wie viele verderben sich nicht selbst in ihrer ersten Jugend! Wie viele machen sich selbst zu krüppelhaften, elenden Menschen, oder müssen wohl gar frühzeitig sterben, weil sie so unachtsam und leichtsinnig sind! Gott befiehlt uns ja selbst, daß wir Gesundheit und Leben nach Möglichkeit schonen und bewahren sollen. Ein kranker Mensch kann nicht so viel Gutes thun, und Nützliches ausrichten, als ein gesunder; und sich selbst aus Leichtsinn oder mit Vorsatz das Leben abkürzen, ist eine große Sünde.

Willst du, mein Kind! dich selbst vor Schmerzen bewahren, und thun, was du vor Gott schuldig bist; so beobachte Folgendes:

1) Wenn dir etwas fehlte, so sage es sogleich dem Vater oder der Mutter. Anfangs ist leicht zu helfen; aber wenn du lange wartest, so nimmt das Uebel nur zu; und oft ist dann nicht mehr zu helfen.

2)

2) Schlucke die Speisen nicht gar zu gierig hinein: iß nie zu viel: zu viel ist ungesund. Iß kein unzeitiges Obst: es verursachet schmerzhafte Krankheiten. Iß nichts von Beeren, Kräutern, oder andern Gewächsen, die du nicht kennst: viele davon sind giftig.

3) Trink nie, wenn du stark erhitzt bist, sonst trinkst du dir den Tod hinein. Trink nie sogleich auf heiße oder gar zu fette Speisen. Alle hitzigen Getränke sind für Kinder schädlich: Branntwein ist für sie gar ein Gift.

4) Leg die Kleider nicht allemal sogleich weg, wenn du schwitzest: kühle dich allemal nach und nach ab. Im Frühlinge und im Herbste, wo warme Tage und kühle Nächte sind, hüte dich, daß du dich nicht in der Frühe, oder auf den Abend erkältest: sonst bekommst du die Ruhr, eine Krankheit, an welcher schon viele hundert Kinder elendiglich haben sterben müssen.

5) Geh nicht von der Kälte sogleich zum heißen Ofen; bleib nie zu lang oder zu nahe bey demselben. Die starke Ofenhitze ist ungesund, und macht Kopfwehe.

6) Fahr nicht mit dem Messer, mit der Gabel unvorsichtig hin und her; du könntest dich, und Andere verletzen, oder ihnen wohl gar ein Auge ausstechen. Rühre kein Schießgewehr an.

7) Sey nicht unvorsichtig im Springen; steig nirgends hinauf, wo du leicht herabfallen könntest: wage dich in kein Wasser; geh zu keinem Pferde zu nahe; nimm dich in Acht, daß du nicht unter die Räder eines laufenden Wagens gerathest.

8) Gieb Acht, daß du dir die Zähne und die Augen nicht verderbest. Zähn- und Augenschmerzen sind ein schreckliches Uebel. Sind sie einmal verdorben, so hilft nichts mehr.

Die Zähne werden verdorben mit Klotzenbrod, mit süßen Naschereyen; wenn man mit den Zähnen frevelt, harte Sachen aufoder abbeißt, mit denselben einen Knopf, eine Masche aufreißt; wenn der Mund nicht rein gehalten, nicht fleißig mit frischem Wasser ausgewaschen wird: wenn man endlich auf gar zu heiße Speisen bald trinkt.

Den Augen schadet es, wenn man frey in die Sonne schaut; wenn man lies't oder nähet, da die Sonne, ein Licht, oder der blendende Schnee in die Augen fällt, oder da es dunkel ist.

Manche Schmerzen könntest du wohl leicht vermeiden:
Willst du aber nicht, so mußt du sie halt leiden.

Beobachte die Wohlanständigkeit.

1) Wasche jeden Morgen den Mund, das Gesicht und die Hände mit frischem Wasser. Geh nie mit zerrauften Haaren, mit kothigen Schuhen, mit schmutzigen oder

zer-

zerrissenen Kleidern unter die Leute. Schone dein Gewand, so kannst du immer schön und sauber gekleidet seyn.

2) Rede langsam und deutlich, daß man dich verstehe; halt nicht die Hand, den Hut, oder etwas anderes vor den Mund, wenn du redest; sieh die Leute an, mit welchen du redest; rede mit dem Munde, nicht mit den Händen.

3) Die Hände sollen frey seyn: stecke sie nicht unter die Kleider: dieß ist unanständig — oft gar wider die Ehrbarkeit.

4) Kratze vor den Leuten nicht am Kopfe, oder an einem andern Theile des Leibes; nage nicht an den Fingern: weg mit dem Fingern aus dem Munde! — von der Nase! — Pfui!

5) Lache Andere nicht aus; gieb ihnen keine Spott- und Schimpfnahmen; vermeide das Zanken und Streiten. Sey fried- und dienstfertig, und besonders gegen alte Leute ehrerbiethig.

6) Scherze mit Andern nicht; fahre ihnen nicht in's Gesicht; erlaube weder dir, noch Andern unanständige Neckereyen. Sey vielmehr gegen Jedermann etwas ernsthaft, und doch dabey freundlich und höflich.

Wer And're und sich selbst nicht ehrt,
Der ist auch keiner Ehre werth.

Inhalt

